

... da bleibt nur noch die

Oder doch viel mehr?

Wie reagieren wir, wenn sich Lebenspläne zerschlagen? Was tun Menschen, wenn Erwartungen zerstört werden? Warum beenden junge und alte Menschen verzweifelt ihr Leben? Warum versinken alte Menschen in totaler Hoffnungslosigkeit? Bleibt da nur noch eine illusionäre Hoffnung? Sind Christen automatisch hoffnungsvoller? Wie reagieren wir als glaubende Menschen, wenn sich Hoffnungen nicht erfüllen?

Was ist denn eigentlich Hoffnung?



Ist das ein positive Hochstimmung, die Optimisten haben? Ist Hoffnung das Ergebnis „positiven Denkens“? Ist Hoffnung ein wohliges Gefühl, das sich nach einer gewissen Menge Alkohol oder Hasch einstellt? Oder ist das eine Ausgeglichenheit wie nach einer Yoga-Sitzung? Oder ist das eine hochintellektuelle, philosophische Faszination, dass doch alles irgendwie gut gehen wird? So wie der Philosoph Karl Jaspers es formulierte: „In einer Welt, die in allem fragwürdig geworden ist, suchen wir philosophierend Richtung zu halten, ohne das Ziel zu kennen“?



Philosoph
Karl Jaspers.
1883-1969

Hoffnung ist die Erwartung der zukünftigen Realität

Das ist der entscheidende Knackpunkt! Erwarten kann ich grundsätzlich nur die Realität, die Wirklichkeit, die kommen wird. Alles andere ist Illusion! Wenn es in einer Stunde garantiert regnen und stürmen wird, dann hat es wenig Zweck in optimistischer Grundhaltung eine kurze Hose und ein T-Shirt anzuziehen.

Meine Hoffnungen und „Hoffnungsgefühle“ bewirken keine Realität, sondern meine Hoffnungen, meine Erwartung muss

der (zukünftigen) Realität entsprechen.

Wie viel illusionäre Hoffnung gibt es in unserer Gesellschaft. Viele junge Menschen haben große Erwartungen an ihr Leben: Glänzender Schulabschluss, berufliche Karriere, Traum-Ehepartner - Glück ohne Ende. Viele Menschen hoffen, dass sie nie ernsthaft krank werden und sehr lange leben und dass es kein Leben nach dem Tod gibt!

Wir ahnen, dass die Realität anders aussehen wird.

Wenn die „Hoffnung“ immer schwächer wird ...

Der ideologische (Größen-)Wahn hat sich in den letzten Jahrzehnten abgeschwächt, auch wenn die Parolen der 60er und 70er Jahre, dass durch uns Menschen „alles machbar“ wäre, immer noch bekannt sind. Das deutsche Wirtschaftswunder verführte uns zu einer illusionären Erwartung. Weder Marxismus noch Kapitalismus können eine tragfähige Basis für eine vernünftige Gesellschaft sein. Die Hoffnung auf eine gerechte Welt ist inzwischen geringer geworden:

Verzweifelte Politiker

Die Politiker werden immer ratloser. Sie bekommen die Probleme der Welt nicht mehr

in den Griff. Es ist nicht nötig, die kriegerischen Konflikte hier näher zu beschreiben. Die wirtschaftlichen Probleme werden größer und auch die egoistische Grundhaltung, möglichst auf Kosten der Gesellschaft zu leben, nicht nur per Sozialhilfe in Florida!

Eine hoffnungslose Gesellschaft

Die Bibel sagt, dass Menschen grundsätzlich egoistisch und böse sind. Inzwischen leben wir nicht nur in einer Ellbogengesellschaft, sondern als einer der reichsten Staaten der Welt in einer Abtreibungsgesellschaft in der die Grausamkeit und Kriminalität immer größer wird.

Die Bibel sagt das voraus: „... denn die Menschen werden selbststüchtig sein, geldliebend, mehr Vergnügen liebend, als Gott“ (2. Timotheus 3,2).

Durch den Sündenfall haben wir uns von Gott gelöst. Seitdem sind wir „Gott-los“. So wie ein Flugzeugpilot jeden Funkkontakt abbricht, weil er meint, dass er keine Hilfe von außen braucht, so haben wir uns eindeutig gegen Gott entschieden, als wir auf Satan hörten.

Er hatte uns eine verlockende Freiheit angeboten, die in Wirklichkeit zur hoffnungslosen Sklaverei führte. Der

Die Hoffnung?



eigengesetzliche Prozess der Sünde setzt sich fort bis heute. Wir haben unser Schicksal selbst in die Hand genommen und scheitern nun daran.

Eine Hoffnung, die immer kleiner wird

Es gibt zwei Arten von „Hoffnung“. Die eine Hoffnung wird immer geringer, bis sie beim Tod total aufhört (Abb. 1). Die andere Hoffnung wird immer größer bis das Erwartete eintrifft. Die Bibel sagt: „Wenn ein Mensch ohne Gott stirbt, wird seine Hoffnung zunichte“ (Sprüche 11,7).

Zunächst hat jeder Mensch großartige Vorstellungen vom

Ohne Gott gibt es keine wirkliche Hoffnung:

„Ihr wart zu jener Zeit ohne Christus, ausgeschlossen vom Bürgerrecht Israels und Fremdlinge hinsichtlich der Bündnisse der Verheißung; und ihr hattet keine Hoffnung und wart ohne Gott in der Welt.“

Epheser 2,12

Leben. Doch mit jedem Jahrzehnt werden die Erwartungen geringer. Lebenskrisen wie Scheidung, Arbeitslosigkeit, Krankheit und der Tod von Angehörigen lassen die berechnete Hoffnung immer geringer werden. Wie gering sind die konkreten Erwartungen von alten Menschen, die ihr Lebenskonzept auf das Diesseits setzen! Das erleben wir vielleicht bei Besuchen in Altenheimen oder in der eigenen Verwandtschaft. Die Erwartungen reduzieren sich so stark, dass es oft nur noch um den nächsten Tag, um die nächste Mahlzeit geht, weil keine größeren Erwartungen mehr da sein können. Tiefe Traurigkeit prägt bei vielen das Leben, weil es nichts mehr zu erleben gibt.

Ohne Gott gibt es keine wirkliche Hoffnung: „Ihr wart zu jener Zeit ohne Christus, ausgeschlossen vom Bürgerrecht Israels und Fremdlinge hinsichtlich der Bündnisse der Verheißung; und ihr hattet keine Hoffnung und wart ohne Gott in der Welt“ (Epheser 2,12).

Im Auto vergast ...

Ich war erschüttert, als ich vor wenigen Jahren hörte, dass sich ein ehemaliger Mitschüler im eigenen Auto vergast hat. In der Schule war er oft der Überlegene, der mit dem Glauben an Gott nichts

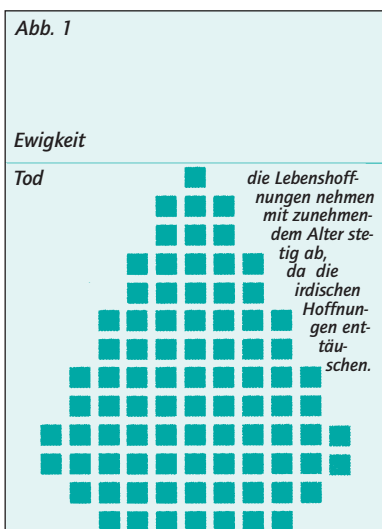
zu tun haben wollte. Er war ehrgeizig. Seine Mutter trieb ihn zu guten Leistungen. Die berufliche Karriere als Ingenieur klappte bestens. Offensichtlich gab es aber so große Schwierigkeiten, dass die Selbsttötung die einzige „Lösung“ war.

Ob sich hinter den Fassaden mehr Verzweiflung befindet, als wir das ahnen?

Der Rattenversuch

Verhaltensforscher haben einen sehr interessanten Versuch mit Ratten durchgeführt.

Um herauszufinden, wie sich Ratten in bestimmten Situationen verhalten wurden 20 Ratten in einen Wasserbottich geworfen. Sie starben in wenigen Sekunden an einem Herzinfarkt, weil sie nicht die geringste Hoffnung sahen. Dann hat man wieder 20 Ratten in einen Wasserbottich geworfen. Aber dieses Mal gab es ein Brett, über das sich die Ratten retten konnten. Und diese Ratten mit der „Brett-Erfahrung“ hat man dann wieder in einen Wasserbottich geworfen. Diese Ratten sind über 70 Stunden in diesem



„Wenn ein Mensch ohne Gott stirbt, wird seine Hoffnung zunichte.“ Sprüche 11,7



Wasserbottich geschwommen, bis sie an totaler Erschöpfung starben. Sie schwammen so lange, weil sie hofften, dass es noch eine Rettung geben könnte. Aber es war nur eine illusionäre Hoffnung.

Ob es Menschen ohne Gott ähnlich geht, wenn sie in der aussichtslosen Lage immer noch hoffnungsvoll weiterleben? Liegt es an dem Restkapital vom Wissen über Gott, um die Würde des Menschen, dass Menschen überhaupt noch „irgendwie“ leben, fein bürgerlich, und selbst in Krisen gefasst?

Eine Hoffnung, die immer größer wird ...

Wir kennen das! Da kommt ein bestimmtes Ereignis auf uns zu. Vielleicht die Hochzeit, das neue Auto, der Urlaub oder das erste richtige Gehalt. Mit Spannung erwarten wir das Ereignis. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde und Minute werden die Erwartung und die Freude größer, bis endlich das Erwartete da ist.

Die lebendige Hoffnung der Christen

Menschen, die an Jesus Christus glauben und ewiges Leben haben, kennen diese Hoffnung. Allerdings können das Bewusstsein dafür und die Intensität sehr unterschiedlich sein. Der biologische Tod ist eine sehr große Beleidigung für Menschen, die im Bilde Gottes geschaffen sind. Der Tod ist die größte Entwürdigung, die uns Satan zufügt. Doch Jesus

Christus hat dieses große Problem gelöst!

„Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der nach seiner großen Barmherzigkeit uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi aus den Toten“ (1. Petrus 1,3).

Weil das so ist, müssen glaubende Menschen nicht in die totale Traurigkeit verfallen, wenn sich manche, meistens weniger wichtige Erwartungen nicht verwirklichen. Die wirklich wichtigen Dinge sind durch Jesus Christus für jeden Christen jetzt bereits vollkommen geregelt.

Ob wir das jeden Tag neu begreifen müssen? Kannst du dich noch jeden Tag frisch über das ewige Leben in Jesus Christus freuen? Ewig gerettet! Frei von aller Schuld und Sünde! Kein Problem, keine Krankheit, keine Menschen, weder Satan und auch nicht der Tod können den Sieg des Herrn Jesus in deinem Leben wieder kaputt machen.

„Christus in euch, die Hoffnung der Herrlichkeit!“ (Kolosser 1,27).

Mit jedem Tag, jeder Stunde und jeder Minute kommen wir der Herrlichkeit näher. Es gibt keine größere Hoffnung, keine größere Erwartung für Menschen überhaupt. Diese frohe Erwartung wollen wir uns durch nichts nehmen lassen.

„Die Hoffnung des Gerechten wird Freude, aber die Hoffnung der Gesetzlosen wird zunichte“ (Sprüche 10,28).

dem erwarten unseren Herrn, um dann allezeit bei ihm zu sein. Christen erwarten die Herrlichkeit. Sie sind vom Gericht befreit!

Jesus Christus gehört die Zukunft

Der Tod von Jesus Christus und sein Sieg über Satan haben auch juristischen Charakter. Die Rechte, die Adam beim Sündenfall leichtfertig verspielte, erwirbt sich Jesus Christus zurück. Er hat jetzt das Recht, diese Erde zu beherrschen, und wird auch sein Reich des Friedens auf dieser Erde, die jetzt noch von Satan beherrscht wird, aufrichten.

Zurzeit können Menschen ohne Gott noch alles ausprobieren. Seit dem Sündenfall wollen Menschen autonom und souverän sein. Und souverän bringen sie alles ans bittere Ende. Gott lässt diese Freiheit, bis Jesus Christus die Regie übernimmt.

Alles Negative zukünftiger Zeiten gilt denen, die Jesus Christus ablehnen, und damit das Gute ablehnen und bewusst im Herrschaftsbereich Satans bleiben.

Gott erträgt den schrecklichen Zustand. Er akzeptiert den Wunsch nach Selbstregierung, auch wenn es keinen Frieden für Menschen ohne Jesus Christus gibt.

Als Christen sind wir betroffen über alles Schlechte dieser Welt, und dennoch sind wir fröhliche Leute, weil wir Jesus Christus als Hoffnung auf die Herrlichkeit haben.

Christen leben für die Zukunft

Theoretisch ist das klar. Aber wie sieht unser Lebenskonzept aus? Ist das wirklich noch auf die zukünftige Herrlichkeit ausgerichtet? Auf das Ewige? Oder haben wir uns durch unsere materiellen Möglichkeiten verrannt? Lebt in uns diese starke Erwartung? Die Liebe zu Jesus Christus, der sich für uns zu Tode liebte?

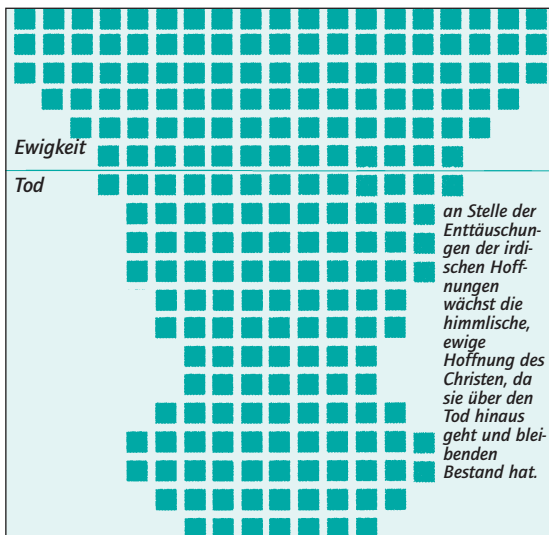
Wie viel Zeit gehört wirklich Gott? Wie viel Energie haben wir frei für die Gemeinde und für Menschen, die auf der Suche nach Gott sind?

Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir uns durch sinnvolle und sinnlose Dinge in unserem Leben sehr viele Chancen nehmen, jetzt für die

... da bleib die Hoff- nung



Abb. 2



„Die Hoffnung des Gerechten wird Freude.“ Sprüche 10,28

Jesus Christus kommt wieder

Der Herr Jesus will allen Glaubenden begegnen. Er starb nicht nur für uns, sondern will ewige Gemeinschaft mit seiner Gemeinde haben. Darum warten wir auf die Entrückung der Gemeinde und auf die ewige Herrlichkeit. Wir müssen nicht betrübt sein, wie viele Menschen, son-

Ewigkeit zu leben und zu arbeiten.

Die Bibel warnt uns eindeutig: „... nicht hochmütig zu sein, noch auf die Ungewissheit des Reichums Hoffnung zu setzen - sondern auf Gott!“ (1. Timotheus 6,17).

Wie der Bratenduft am Samstag

So wie der Bratenduft ein gutes Essen ankündigt, so ist die lebendige Hoffnung eines Christen der Gegenwart ein Vorgeschmack auf die zukünftige Wirklichkeit. Glaubende sind durch die Bibel vorinformiert. Für sie ist die Zukunft vorhersehbar. Sie wissen, was kommen wird. Gott steht zu seinem Wort, und darum erwarten wir eine herrliche Zukunft!

Paulus schreibt: „... damit wir, gerechtfertigt durch seine Gnade, Erben nach der Hoffnung des ewigen Lebens werden“ (Titus 3,7).

Die Erwartung der Entrückung, die Begegnung mit Jesus Christus hat auch Konsequenzen für Christen. Das wäre ein weiteres Thema. Johannes schreibt, dass jeder, der diese Hoffnung auf ihn hat, sich selbst reinigt, wie er, Jesus Christus, rein ist.

Ich wünsche, dass diese lebendige Hoffnung uns selbst ergreift, und dass wir damit traurigen und verzweifelten Menschen den Weg zum ewigen Leben zeigen, das „Gott, der nicht lügt, vor ewigen Zeiten verheißsen hat“ (Titus 1,2).

Dieter Ziegeler 



„Er wird Nazoräer genannt werden.“ (Matthäus 2,23)

Ein Spottname

Es war keine ungewöhnliche Namensgebung für den Zimmermannssohn aus Nazareth. Viele Menschen sind nach ihrem Herkunftsort benannt worden, wovon noch heute viele Familiennamen zeugen. Warum sollte dies nicht auch bei dem Rabbi Jesus aus Nazareth in Galiläa der Fall sein!

Dennoch hat seine Bezeichnung als „Nazoräer“ oder häufiger als „Nazarener“ eine tiefere Bedeutung. Hier war einer mit dem Aufsehen erregenden Anspruch, als Sohn Gottes der lang ersehnte Messias zu sein. Aber konnte man einen Messias aus Nazareth akzeptieren? Von seiner Bibelkenntnis her hatte Nathanael Recht: „Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ Aus einer Stadt, die im Alten Testament nirgends erwähnt wird und keinerlei Verheißungen hatte? Wer wusste schon, dass der „Nazarener“ in Bethlehem, der Stadt Davids, geboren war! So barg der Name die ganze Ablehnung des Volkes in sich: Enttäuschung, Verachtung, Spott und Feindschaft einem Mann gegenüber, der sich nach der Meinung vieler anmaßte, ihr Retter sein zu wollen.

Unglaube und Verachtung sind bis heute geblieben. Der Mann aus Nazareth wird abgelehnt als der einzige Weg zu Gott, höchstens als Gescheiterter mit löblichen Absichten akzeptiert. Müssen sich da die an den „Nazoräer“ Glaubenden wundern, dass es ihnen mit ihrem Zeugnis vom Heiland der Welt ähnlich ergeht? „Ein Sklave ist nicht größer als sein Herr.“

Wie groß ist unsere Liebe zu unserem Herrn, dass wir seine Missachtung mit ihm willig ertragen?

Gerhard Jordy

Mit Hoffnung leben

Ein Mensch ist so lebendig, so viel Hoffnung er hat.



Ohne Hoffnung kann niemand leben. Hoffnung ist der Motor, der uns in Bewegung setzt. „Dum spiro spero“, so lautet ein lateinisches Sprichwort: „Solange der Mensch lebt, solange hofft er“. Dieses Sprichwort kann man auch umdrehen: Ein Mensch ist so lebendig, so viel Hoffnung er hat.

Was kennzeichnet diese Hoffnung?

Der Münsteraner Philosoph Josef Pieper hat einmal fünf Kriterien genannt*, die erfüllt sein müssen, damit man von „Hoffnung“ sprechen kann:

1. Zur Hoffnung gehört das Element der **Freude**. Hoffnung ist mehr als Erwartung. Erwarten kann ich auch, dass ich z.B. eine Prüfung nicht bestehe, weil ich schlecht vorbereitet bin. Aber das (er-)hoffe ich (hoffentlich!)

nicht. Von Hoffnung sprechen wir nur, wenn das, was wir erwarten, gut für uns ist, wenn wir es herbeisehnen, uns wünschen. Deshalb gehört zur Hoffnung das Element der Freude. Das deutsche Wort ‚hoffen‘ hängt übrigens mit hüpfen zusammen: Vor freudiger Erwartung hin- und herlaufen.

2. Zur Hoffnung gehört die **Zuversicht der Erfüllbarkeit**. Wenn ich etwas ersehne, von dem ich weiß, dass ich es niemals bekommen werde, spreche ich nicht von Hoffnung. Wer gestern durch eine Prüfung gefallen ist, kann heute nicht hoffen, er habe sie bestanden. Hoffnung ist nicht denkbar ohne die Gewissheit, dass möglich ist, was ich hoffe.

3. Zur Hoffnung gehört, dass ich nicht über das von mir Erhoffte verfügen kann, es **muss von außen**

kommen. Ich hoffe, dass es nicht regnet. Ich hoffe, dass eine Operation gelingt. Was ich selber machen kann oder was notwendigerweise und regelmäßig geschieht, das erhoffe ich nicht. Zwei Beispiele: Ich bitte einen Schreiner, einen Tisch mit bestimmten Maßen herzustellen. Wenn der Schreiner sagt: „Ich hoffe, ich mache es so“, dann werde ich den Schreiner am besten wechseln. Das Herstellen eines Tisches mit bestimmten Maßen sollte kein Gegenstand der Hoffnung des Schreiners, sondern seines handwerklichen Könnens sein. Zweites Beispiel: Ein Vater sagt zu seinem Sohn: „Ich hoffe, du wirst fleißiger in der Schule“. Wenn der Sohn antwortet: „Ich hoffe das auch“, dann sind beim Hoffnungsverständnis des Sohnes Zweifel angebracht.

4. Hoffnung **muss tragfähig sein** in den Grenzsituationen des Lebens.



Was sind „Grenzsituationen des Lebens“? Jürgen Habermas schrieb einmal: „Angesichts von Schuld, Einsamkeit, Leid und Tod ist die Lage des Menschen prinzipiell trostlos“ - man könnte auch sagen „prinzipiell hoffnungslos“. Aber gerade in diesen (Grenz-)Situations brauchen wir Trost und Hoffnung. Was nützt uns eine Hoffnung, die diese Situationen ausklammert?

5 Hoffnung braucht nicht nur einen Inhalt, sondern auch **einen Grund**. Hoffen ist mehr als Wünschen. Es gibt viele Hoffnungen, die wir verlieren können, ohne dass wir dadurch ganz ohne Hoffnung sind. Gleichzeitig gibt es anscheinend eine Hoffnung, die ‚fundamental‘ ist und sich nicht auf etwas richtet, das wir ‚haben‘ können. Diese Hoffnung hat etwas zu tun mit dem, was wir ‚sind‘, und wird oft gerade dann le-

bendig, wenn die vielen alltäglichen Hoffnungen sich zerschlagen. „Der Hoffende ... hält sich offen für eine noch ausstehende, zukünftige Erfüllung, von der er zugleich weiß, dass er ihre Maße genauso wenig kennt wie ihre Zeit.“ (Josef Pieper)

Was ist der Grund für eine solche Hoffnung?

Nach 1. Petrus 3,15 sollen Christen allezeit bereit sein, „zur Verantwortung jedem gegenüber, der Rechenschaft von euch fordert über die Hoffnung in euch.“ Im ersten Petrusbrief lesen wir (1,3): „Wir sind durch die Barmherzigkeit Gottes wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ Der Grund der christlichen Hoffnung ist also ein Handeln Gottes in der Geschichte: Die Auferstehung Jesu von den Toten im Jahre 30 n.Chr.

Welche Konsequenzen hat die christliche Hoffnung?

Zwei Konsequenzen der christlichen Hoffnung, will ich anhand von Aussagen des Apostels Paulus verdeutlichen.

1. Unser Leben und Handeln ist nicht vergeblich.

Am Ende seines Kapitels über die Auferstehung schreibt Paulus: „Steht fest, weil ihr wisst, dass euer Handeln im Herrn nicht vergeblich ist“ (1. Korinther 15,58).

Viele Menschen werden von dem Gedanken belastet, dass ihr Tun letztlich doch nur vergeblich, vergänglich ist: „mit dem Tod ist alles aus“. Aber Paulus schreibt: Weil Gott Christus von den Toten auferweckt hat, sind wir nicht Kandidaten des Todes, sondern des Lebens und unser Handeln ist nicht vergeblich.

2. Wir können uns im Gebet an den wenden, der sogar Tote auferweckt.

In 2. Korinther 1,9 erwähnt Paulus eine Situation, in der er so bedrückt war, dass er sogar am Leben verzweifelte. Welche Verzweiflung kann größer sein? Im Nachhinein kann er jedoch sagen: Das geschah, damit wir unsere Hoffnung nicht auf uns selbst setzen, sondern auf (den) Gott, der Tote auferweckt. Das heißt nicht, dass alle unsere Gebete in Erfüllung gehen. Aber im Gebet steckt eine große Verheißung. Das Gebet ist der stärkste Ausdruck christlicher Hoffnung.

Wer nicht betet, glaubt entweder, dass er alles selbst kann (Vermessenheit) oder dass niemand ihm helfen kann (Verzweiflung). Beides ist gleich hoffnungslos. Im Gebet (Dank und Fürbitte) rechnen wir mit der Hilfe Gottes, mit

Hilfe „von außen“ und wissen, dass wir unser Leben nicht uns allein zu verdanken haben.

In einer Diskussion vor über 100 Jahren sagte ein Theologe zu einem anderen: „Wir unterscheiden uns nur in der Wunderfrage: Sie glauben, dass die Wunder im Neuen Testament geschehen sind, ich glaube das nicht.“ Der angesprochene Theologe erwiderte: „Wir unterscheiden uns nicht in der Wunderfrage, sondern in der Gottesfrage.“

Es macht einen Unterschied, ob ich an einen Gott glaube, der Wunder getan hat und noch tun kann oder nicht. Das wird mein Gebetsleben beeinflussen und meine Hoffnung bestimmen.

Schließen will ich mit einem anderen Satz von Paulus:

„Gott erleuchte die Augen eures Herzens, damit ihr wisst, was die Hoffnung seiner Berufung ist“ (Epheser 1,18). Diese erleuchteten Augen brauchen wir für unseren Alltag.

Dr. Jürgen Spieß

Dr. Jürgen Spieß ist Historiker und Leiter des „Instituts für Glaube und Wissenschaft“. Auf den Internetseiten dieses Instituts (www.iguw.de) finden Sie Texte zu aktuellen Fragen aus den Bereichen Ethik (Bioethik, Wirtschaftsethik, Rechtsethik), Naturwissenschaft und Glaube etc.

* Quellenangabe: J. Pieper, „Hoffnung und Geschichte“ jetzt in J. Pieper, „Werke“, Band 6, Hamburg 1999, S. 375 ff.; vgl. auch J. Pieper, „Über die Hoffnung“, jetzt in J. Pieper, „Werke“, Band 4, Hamburg 1996, S. 256 ff.

Hoffnung im Buch Hiob

Ohne die Botschaft des Buches Hiob können wir das Leben der Erlösten in der Zeit nicht richtig verstehen. Das Buch antwortet nämlich auf eine besondere Frage, welche die Gerechten und Heiligen seit jeher gestellt haben:

Warum müssen die Gerechten leiden und warum darf Böses triumphieren?

Die Antwort kann der natürliche Mensch nicht finden, denn sie ist bei Gott verborgen. In einer seiner letzten Reden (Hiob 28) sagt uns Hiob, dass kein geschaffenes Wesen die Weisheit finden kann, die man nötig hätte, um Gottes Wege zu verstehen; er kann in dieser Schöpfung mit den Mitteln des Geschöpfes noch so suchen, sie bleibt ihm verborgen.

Weil die Antwort auf Woher und Wozu des Leidens verborgen ist, wird sie im Buch der Offenbarung „**Geheimnis Gottes**“ genannt. Dieses Geheimnis hat Gott „*seinen eigenen Knechten, den Propheten ... verkündigt*“ (Offenbarung 10,7). Zu diesen seinen Knechten, denen Gott das Geheimnis des Leidens der Gerechten und des zeitweiligen Triumphierens des Bösen geoffenbart hat, gehört auch Hiob. Er hat in seinem Buch den Weg beschrieben, den Gott ihn führte, um ihm dieses Geheimnis beibringen zu können. Das alles „*ist zu unserer Belehrung geschrieben, damit wir durch das Ausharren und durch die Ermunterungen der Schriften die Hoffnung haben*“ (Römer 15,4).

Ja, Hoffnung, das ist es, was wir an Hiob besser lernen können als an irgendeiner anderen alttestamentlichen Gestalt.

Hiob und das Neue Testament

Jakobus ist der einzige neutestamentliche Schreiber, der Hiob erwähnt (Jakobus 5,11). Das, was er über ihn sagt, zeigt, dass er an Hiob die Antwort auf das Geheimnis des Leidens der Gerechten gefunden hat. Jakobus will nun die Leser seines Briefes in dieses Geheimnis einweihen. Er beginnt seinen Brief mit einer Erklärung, die für menschliche Weisheit Torheit ist: „*Achtet es für lauter Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchung fallt*“ (Jakobus 1,2).

Dass Leiden ein Anlass zur Freude sein sollte, wollen wir nicht so ohne weiteres begreifen; es fehlt uns der entsprechende Verstand dazu, weshalb Jakobus uns ermuntert, um das zu bitten, was uns fehlt:

„*Wenn jemand von euch Weisheit mangelt, so bitte er von Gott, der allen willig gibt*“ (Jakobus 1,5).

Jakobus nennt uns im ersten Kapitel eine Reihe von Gründen, warum wir uns über Widerwärtiges freuen können.

Am Ende seines Briefes schließlich verweist er auf das Beispiel Hiobs. Dieser hatte in einer langen Schule des Leidens von Gott selbst diese Weisheit gelernt. Was Hiob gelernt hat, wollen auch wir lernen, um mit ihm weise zu werden. Was uns Hiob lehren will, fasst Jakobus folgendermaßen zusammen:

„*Vom Ausharren Hiobs habt ihr gehört, und das Ende des Herrn habt ihr gesehen, dass der Herr voll innigen Mitgefühls und barmherzig ist*“ (Jakobus 5,11).

Warum m Gerechte



Hiob. Lithographie von Willi Jaeckel. 1917

Hiob und Hoffnung

Das Ende des Buches lässt uns erst seine Aussage verstehen. Sie lautet: **Hoffnung im Leiden**. Hoffnung aber im biblischen Sinn, und das bedeutet: **Gewissheit kommenden Herrlichkeit**. Am Ende von Hiobs Weg standen Wohlfahrt, Leben und langes Glück. Am Ende unseres Weges steht ewige Herrlichkeit und nie endendes Glück. Das Ende der Wege Gottes ist herrlicher

müssen die n leiden?



als der Anfang und herrlicher als alles, was auf dem Weg selbst geschehen mag. Das Ende Hiobs ist von Gott gesetzt, und alles, was ihm widerfährt - die Anfeindung durch den Satan, der Raub seiner Güter durch die Chaldäer und Sabäer, die furchtbare Krankheit, die Treulosigkeit seiner Frau und seiner Verwandten, die Anwürfe seiner Freunde - das alles muss dazu beitragen, dass dieses herrliche Ende erreicht wird.

Auch unser Ende ist von Gott gesetzt. Alles muss zum Guten zusammenwirken denen, die Gott lieben (Römer 8,28). Welch großartige Botschaft!

Hiob und seine Umstände sind in Gottes Hand

Die beiden ersten Kapitel des Buches Hiob beschreiben uns zunächst Hiobs Wohlfahrt (Hiob 1,1-3), und dann Hiobs Unglück. Dem Leser wird gesagt, dass Gott von Anfang an über seinem Knecht wacht und so dafür sorgt, dass Hiob nicht vom Bösen verschlungen wird (Hiob 1,12; 2,6). Wir erfahren auch, dass alles, was Hiob befallen sollte, seinen Ausgang bei Gott nahm, denn er war es, der alle Engel zu sich berief, unter ihnen auch den Satan (Hiob 1,6), und er war es, der den Dialog mit dem Widersacher anfang (Hiob 1,7). So geht alles Geschehen um Hiob von Gott aus. Er ist dem Widersacher immer zuvor; er ist allezeit der Erste; er ist Anfänger und Urheber und auch Lenker aller Dinge. Alle Not, die über Hiob kommt, ist von Gott verordnet; nichts ist zufällig; nichts an ihm geschieht ohne göttliche Absicht; alles muss dem Ziel und Ende dienen, das Gott dem Hiob bereitet hat. Er hat an Hiobs Weg und Ausgang gedacht, lange bevor der Satan sich seinen Anschlag gegen Hiob ersonnen hatte. Wie großartig ist es, das zu wissen! Der Böse ist nicht autonom, er kann nicht tun, was ihm einfällt. Alle Engel müssen vor Gott erscheinen. Sie sind von ihm „Gesandte“ (Lukas 1,26) - das bedeutet **mal'ak**, das hebräische Wort

für „Engel“ - und müssen daher vor ihm erscheinen und Rechenschaft ablegen, wenn er sie ruft. Er ist der Herr **tseba'ot**, der Herr aller himmlischen Heerscharen. Das ganze Universum dient Gott, alles ist seinem Thron unterworfen, auch das Böse und der Böse. Darum müssen sie, ohne es zu wissen und zu wollen, Gottes Absichten dienen. Alles Böse, was der Böse mir antun mag, ist unter Gottes Hand und Gottes Vorsatz untergeordnet. Was will mir der Böse dann anhaben? Das Kind Gottes weiß, dass Gott für ihn ist. Wer und was will dann gegen ihn sein? Er weiß, dass ihn nichts scheiden kann von der Liebe Gottes in Christus Jesus, weder Drangsal, noch Hunger noch Schwert noch Verfolgung (Römer 8,31-39).

Hiob wird zur Hoffnung erzogen

Was wir als Leser wissen, weiß Hiob nicht; denn er hat, anders als wir, keinen Einblick gehabt in den Thronsaal Gottes und die Unterredung zwischen Gott und dem Satan nicht gehört. Aber er weiß von Gott genug, um in all seinem Unglück zu bekennen: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ (Hiob 1,21).

Beachten wir, dass Hiob nicht etwa sagt, der Herr habe gegeben, aber der Teufel habe genommen; und beachten wir ferner den inspirierten Kommentar zu Hiobs Bekenntnis: „Hiob schrieb Gott nichts Ungeheimtes zu“ (Hiob 1,22).

Nach einigen Tagen brach aber Hiobs Glaube ein und solche Finsternis umhüllte ihn,



dass er den Tag seiner Geburt verfluchte (Hiob 3,3-10) und dazu den Umstand, nach seiner Geburt nicht sofort gestorben zu sein (Hiob 3,11.12). Wir sind beim Lesen dieser ergreifenden und dennoch ungehörigen Worte erschüttert, aber während wir weiterlesen, stellen wir fest, wie bei Hiob langsam Hoffnung zu keimen beginnt. Ich nenne einige Stellen, die es uns zeigen:

„Meine Tage gleiten schneller dahin als ein Weberschiffchen, und schwinden ohne **Hoffnung**“ (Hiob 7,6).

„Denn für den Baum gibt es **Hoffnung**: wird er abgehauen, so schlägt er wieder aus, und seine Schößlinge hören nicht auf ... aber du machst zunichte die **Hoffnung des Menschen**“ (Hiob 14,7.19).

Diese Aussagen und ihr Zusammenhang zeigen, dass Hiob jede Hoffnung in diesem Leben aufgegeben hat. Wir denken an die Worte des Apostels Paulus, der im neutestamentlichen Auferstehungskapitel sagte, dass wir, wenn wir allein in diesem Leben unsere Hoffnung suchen, die elendesten der Menschen sind (1. Korinther 15,19).

Hiob kann aber in einem kurzen Moment, wo ihm von Gott ein Licht aufleuchtet, sagen:

„Tötet er mich, ich werde auf ihm **hoffen**“ (Hiob 13,15).

Hiob versteht, dass die Hoffnung nicht in dieser Welt und in diesem Leben sein kann, sondern nur in Gott. Diese Einsicht wächst in der Not und durch die Not. Denn kaum hat er gesagt: „Er hat

mich niedrigerissen ringsum, so dass ich vergehe, und hat meine **Hoffnung ausgerissen wie einen Baum**“ (Hiob 19,10), leuchtet ihm die wunderbare Gewissheit auf:

„Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er auf der Erde stehen; und ist nach meiner Haut dieses da zerstört, so werde ich aus meinem Fleische Gott anschauen, den ich selbst mir anschauen, und den meine Augen sehen werden“ (Hiob 19,25-27).

In seinem Leiden hat Hiob die Erkenntnis und die Hoffnung der Auferstehung gewonnen. So können wir sagen, dass Gott Hiob durch das Leiden lehren wollte, auf Gott allein und auf die Auferstehung zu hoffen.

Das Leiden ist unserem Ende zugeordnet

Das Ende Hiobs zeigt uns, dass Gott nicht etwa herzlos und von unserem Ergehen unberührt ist, obwohl wir zuweilen heftig versucht sind, gerade das zu denken, wenn wir durch Nöte gehen. Jakobus sagt - für uns zunächst überraschend - dass wir am Ergehen Hiobs sehen können, dass Gott „voll innigen Mitgefühls und barmherzig ist“. Er ist also gerade nicht herzlos, wenn er Leiden über uns bringt. Er führt uns durch Leiden, weil er uns für das wunderbare Ende erhalten will, das er uns bereitet hat. Das Leiden ist das Mittel, uns für unser Ziel und Ende zu erhalten. Zudem ist Leiden das Mittel, das Gott in seiner vollkommenen Weisheit verwendet, um uns für das Ende auch passend zu

„Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er auf der Erde stehen; und ist nach meiner Haut dieses da zerstört, so werde ich aus meinem Fleische Gott anschauen, den ich selbst mir anschauen, und den meine Augen sehen werden“ Hiob 19,25-27

machen. Denn es ist nicht allein das Ende für uns, sondern auch wir sind für dieses Ende bestimmt, oder „zuvorbestimmt“ (prädestiniert), wie Paulus sagt (Römer 8,29). Wenn Gott wirklich der allein weise (Römer 16,27) und dazu allmächtige Gott ist, der über alle Mittel verfügt, dann muss Leiden das beste Mittel sein, um den genannte Zweck und das Ziel zu erreichen. Wenn wir bedenken, wer wir sind und was dieses Ziel ist, dann verstehen wir, dass Gott uns dazu erziehen muss. Und wenn wir noch einmal bedenken, wie groß dieses Ende ist - gibt es Größeres? -, dann verstehen wir auch, dass uns allem gegenteiligen Empfinden zum Trotz, Gutes widerfährt, wenn wir durch Nöte gehen. Darum können wir der Aufforderung des Jakobus folgen und uns freuen, wenn wir durch mancherlei Prüfungen gehen. Denn diese sorgen dafür, dass wir am Ende dem Bild des Sohnes Gottes gleichen werden:

„Denn welche er zuvor-erkannt hat, die hat er auch zuvorbestimmt, dem Bild seines Sohnes gleichförmig zu sein, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern“ (Römer 8,29).

Benedikt Peters



Benedikt Peters
Das Buch Hiob
Warum müssen die Gerchten leiden?
Hardcover, 300 S.
Best.-Nr. 273.318
€ (D) 15,90
€ (A) 16,40
SFR 26,90

Die neuen Barbaren



Die Züge in den USA sind primitiv. Da kann's einem passieren, dass man mit direktem Blick aufs Klo reist. Wenn jemand die Toilettentür nicht schließt, verderben Vista und Gerüche empfindlichen Zeitgenossen die Reisefreude.

Deswegen bat ich jüngst auf der Fahrt von New York nach Washington einen jungen Mann: „Ach, seien Sie doch bitte so freundlich, die Tür hinter sich zuzuziehen.“ Er, patzig: „Ich arbeite hier nicht!“ Ich: „Ich rede nicht von Arbeit, sondern zivilisiertem Verhalten.“ Meine Mitreisenden sahen betreten zur Seite. Erst nachdem der junge Stoffel in Baltimore ausgestiegen war, fanden sie den Mut, mir zu gratulieren: „Sie hatten ja sooo recht!“

Die Moral dieser Episode ist diese: Heute gehört bereits Zivilcourage dazu, gesittetes Verhalten anzumahnen, denn man verlangt Ungewöhnliches. Dies ist ein Phänomen, das die ganze westliche Welt umspannt. Ein New Yorker Freund mit einem großen Faible für Deutschland schickte mir unlängst diese E-Mail aus München: „Uwe, du ahnst nicht, wie abstoßend die jungen Menschen hier jetzt wirken: leerer Blick, Ringe und Knöpfe in Ohren, Lippen, Augenbrauen, Zunge und Bauchnabel. Rüde rempeln sie alte Leute um, damit sie, die Jungen, in der U-Bahn einen Sitz erhaschen. Welch' ekelhaftes Rowdytum!“

Ich musste dabei an meinen Vater denken. Er hatte 1917 als junger Offizier bei einem Gefecht in Frankreich das Augenlicht verloren. Im Zweiten

Weltkrieg begleitete ich ihn kreuz und quer durch Leipzig; wir fuhren selbstverständlich Straßenbahn, und alle öffentlichen Verkehrsmittel hatten Bänke, die für Kriegsversehrte reserviert waren. Aber bevor sich mein Vater setzte, schärfte er mir ein: „Schau' dich bitte um: Stehen da noch eine Dame oder ein älterer Herr?“ Erst nachdem ich ihm versichert hatte, dass dies nicht der Fall war, nahm er, der Blinde, seinen Platz ein.


Heute weiß ich, warum mein Vater sich so verhielt: Erstens, weil sich dies für einen kultivierten Menschen geziemte, und zweitens, weil ich das lernen musste. Dies war meinem Vater, der aufgrund seiner vielen Kriegswunden nie ohne Schmerzen war, das Opfer wert, und dafür bin ich ihm heute noch dankbar. Ich weiß nicht, ob ich dem Rüpel auf dem Zug von New York nach Washington oder den neuen Jungbarbaren in Münchner U-Bahnen überhaupt einen Vorwurf machen kann. Im Zweifelsfalle waren sie Schlüsselkinder, deren Eltern sich nie die Zeit genommen hatten, ihren Sprösslingen elementare Manieren beizubringen. Zu wichtig waren der Erwerb des neuen Autos, des neuen Videogeräts und vor allem die Selbstverwirklichung von Vater und Mutter draußen im Berufsleben. Wir sind ohne Not aus purer Selbstsucht in die Barbarei zurückgefallen. Eine Zivilisation, zumal wenn christlich geprägt, beginnt immer mit Rücksichtnahme gegenüber dem anderen.

„Ich dien“ lautet - (auf Deutsch, wohlgermerkt!) - das Motto im Wappen der Fürsten von Wales (heutiger Amtsinhaber: Prinz Charles). In unserer verproleteten Gesellschaft ist ein anderes Schlagwort an seine Stelle getreten: „Das haben wir doch alles gar nicht nötig!“ Wie alle Formen vornehmen Verhaltens, ist Dienen „politisch unkorrekt“. In Hamburg schalt mich eine Dame einen „Chauvi“, weil ich ihr im Bus meinen Platz anbot. In vielen Teilen Europas gilt man als weltfremdes Ungeheuer, wenn man anderen zu Diensten sein will. In Paris wollte ein einfallreicher junger Mann kürzlich eine Kette von Schuhputzständen aufziehen, wie sie in Amerika überall zu finden sind. Die Behörden und Gewerkschaften verhinderten dies mit dem Argument, diese Arbeit sei nun aber wirklich „zu erniedrigend“; ähnliches habe ich auch aus Berlin gehört.

Diese Welt ist mir so fremd geworden, dass ich immer häufiger meine britische Schwiegermutter zitiere, die vor 25 Jahren vor ihrem Krebstod

zu sagen pflegte: „Ich bin froh, dass ich im Endspurt meines Lebens bin.“ Ich habe als 18-Jähriger in London im Akkord Hotelbadezimmer und öffentliche Bedürfnisanstalten geschrubbt, weil das für mich als Flüchtlingsjungen damals die einzige Möglichkeit war, meinen Studienaufenthalt in England zu finanzieren. Auf den abstrusen Gedanken, dass so etwas demütigend sein könnte, kam ich erst gar nicht; ich bekenne aber gern, dass ich mit Genugtuung an diese Zeit zurückdenke, wenn ich in London in einem Hotel übernachtete, in dem ich vor 50 Jahren für zweieinhalb Shilling pro Bad geknechtet hatte.

Dienen, gleich an welcher Stelle, bleibt aber ein Adelschlag, den man sich selbst versetzt. Als unsere Kultur in ihrer höchsten Blüte stand, wusste dies jeder - vom Knecht bis zum Fürsten. Den Dienst - und sei's nur in Form einer rücksichtsvollen Geste - zu verweigern, läuft immer auf eine selbstverursachte Degradierung hinaus. Ich weiß, dass ich mich jetzt wiederhole: Europa dürestet nach einer neuen Elite, einem neuen Adel - keinem von außen aufgepfropften Adel, wohlgermerkt, sondern einer Noblesse, die nur wir selbst sein können. Die Alternative dazu ist ein generalisierter Pöbel, der sich nicht darum schert, dass es stinkt, wenn die Klotüren offen stehen.

Uwe Siemon-Netto 

(aus „pro 3/2003“, mit freundlicher Genehmigung der KEP)

Von Flagellaten, Amöben und Pantoffeltierchen

Da sehe ich sie sitzen, im Kreis - eine Zellgruppe von Einzellern: eine Amöbe, ein Flagellat und ein Pantoffeltierchen. Sie sind sehr unterschiedlich.

Die **Amöbe** wirkt träge, sie bewegt sich fließend vorwärts. Obwohl sie langsam ist, kann sie gut überleben. Zur Not kapselt sie sich ein und überdauert Stresssituationen. Dadurch ist sie sehr ausdauernd und widerstandsfähig.

Der **Flagellat** ist schnell, klein und wendig. Er kann zügig beim Schwimmen die Richtung wechseln. Diese Flexibilität in der Fortbewegung hilft ihm zu überleben.

Und da ist das **Pantoffeltierchen**, massig und richtig groß im Vergleich zu den beiden anderen. Auch es kann schwimmen, schneller als die Amöbe und auch schneller als viele Flagellaten. Pantoffeltierchen sind effektiv und dadurch auch dominant, da sie durchaus - neben Bakterien - schon mal kleine Amöben oder Flagellaten in einer Art Mundbereich einsaugen können.

Vielfalt schafft Stabilität

Diese Einzeller leben in einem komplexen Kreislauf von Fressen und Gefressen werden. Jeder hat seine Lebensnische gefunden, wo er sich gut entwickeln kann, und gerade diese Vielfalt macht ein Ökosystem stabil und „flexibel“. Natürlich finden sich in einem realen Ökosystem nicht nur drei Einzellerarten, sondern oft Hunderte von Arten und vielleicht noch mehr. Vieles von Gottes Schöpfung ist hier - auch heute - erstaunlicherweise noch nicht erforscht. Wenn sich nun eine Art in einem Ökosystem stark vermehren kann, dann mag das beein-

Warum Unterschiede so wichtig sind und wie man mit ihnen klar kommt

druckend und vorteilhaft für diese Art sein oder für den Menschen, wie bei einem Getreidefeld. Doch besteht ein Ökosystem nur noch aus wenigen Arten oder z.B. einer Getreideart, dann wird es enorm instabil. Es muss viel Energie aufgewendet werden, damit es stabil bleibt, z.B. beim Getreidefeld in Form von Pflanzenschutzmitteln oder Bewässerungsanlagen. Sobald sich die Umwelteinflüsse ändern oder die Nahrungsgrundlagen plötzlich versiegen, kann alles zusammenbrechen und das große Sterben beginnt.

Als Biologe fasziniert mich Gottes vielfältige Schöpfung - besonders im mikroskopischen Bereich - die sich schon in einem Teelöffel voll Boden mittels Mikroskop entdecken lässt. Sie ist absolut genial - selbst die gefallene Schöpfung - so grausam auch der Zyklus des Fressen-und-Gefressen-Werdens bleibt. Diese Schöp-

fung strotzt vor Kreativität und Erneuerung, und es gibt bestimmte Grundprinzipien, die man immer wieder entdecken kann.

Zu diesen Grundprinzipien gehört, dass Vielfalt, Verschiedenartigkeit (und oft auch Komplexität) in der Natur häufig zu Stabilität und Flexibilität eines Systems führen - gerade in neuen Situationen oder Stresssituationen.

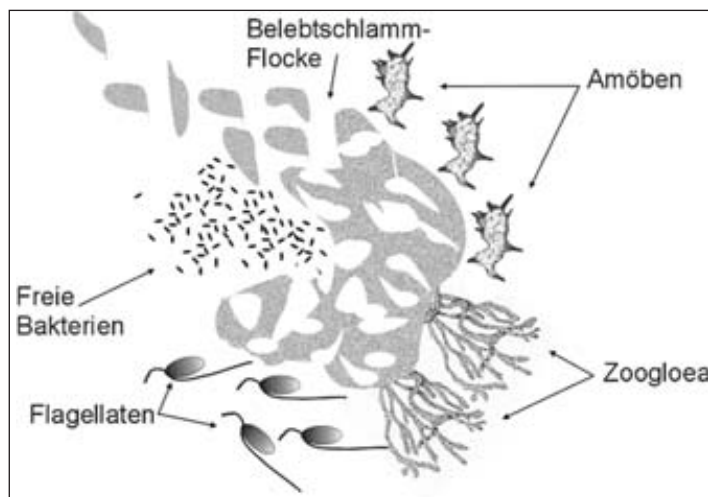
Gott will Vielfalt

Und genau dieses Grundprinzip finden wir bei Paulus wieder (1. Korinther 12). Er benutzt aber nicht das Bild eines Ökosystems und die Verschiedenartigkeit von Einzellern, sondern er vergleicht die Gemeinde mit einem anderen System, dem Leib des Menschen. Ein System das wir hautnah, tagtäglich erfahren.

Und auch hier wird deutlich - wie in der Natur - dass Gott

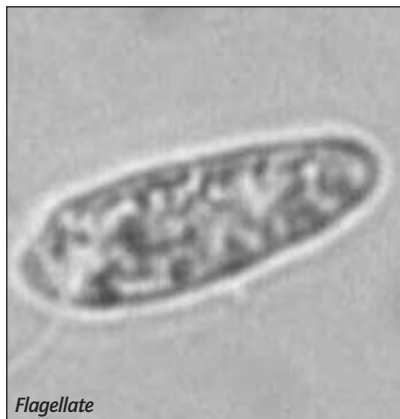
Vielfalt möchte und dazu zahlreiche Prägungen, Anlagen, Begabungen und Geistesgaben gegeben hat.

Gemeinde hat sich immer wieder auf neue Situationen und Herausforderungen einstellen müssen (z.B. Verfolgung und Widerstand, aber auch Freiheiten, Gestaltungsmöglichkeiten in der Gesellschaft, ...). Dadurch hat sie





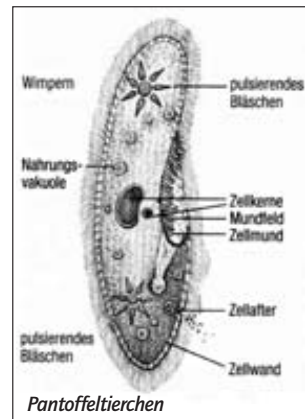
Amöbe



Flagellate



Pantoffeltierchen



Pantoffeltierchen

sich verändert. Und das wird auch immer so bleiben.

Aber wenn Gemeinde statisch wird und z. B. nur noch einen Typen Mensch - eine Zellart - kultiviert, dann wird sie vielleicht kurzzeitig effektiv sein. Aber - man entschuldige den Vergleich: Eine Gruppe, die nur aus Pantoffeltierchen besteht, die wird in ihrer Dominanz bald alle anderen Einzeller - die Amöben und Flagellaten - verdrängt haben. Sie wird zu einer Monokultur. Und Monokulturen verbrauchen für ihren Erhalt oft hohe Mengen an Energie und sie können schnell zu Grunde gehen, wenn sich die Einflüsse von außen nur leicht verändern.

Dominanz ist gefährlich

Aber vielleicht sind es auch die „Amöben“ die dominieren. Ihre an sich positiven Eigenschaften (Bedächtigkeit, Ausdauer) können bei zu großer Dominanz jede Kreativität und Flexibilität der Gemeinde ersticken. Amöben kapseln sich einfach ab und bleiben ausdauernd in ihrer Haltung. Doch abgekapselt ist man nicht sehr beziehungsfähig und auch nicht liebesfähig.

Und die „Flagellaten“, so schnell und flexibel sie sind, so schnell können sie auch andere abhängen. Auch das ist lieblos.



Zeichnung: M. Burhenne

Vielfalt ist wichtig und jeder braucht seine Lebensnische, nur dann können er und das „System“ sich gut entwickeln - und so ist es auch bei der Gemeinde. Und da wir uns ja nicht gegenseitig fressen wollen, sondern einander Gutes tun, gilt es sich immer neu zu fragen, wie man bei unterschiedlichen Generationen, die unterschiedlich geprägt sind - ob im Musik-, Lern- oder Arbeitsstil - oder bei Menschen mit unterschiedlichen Geistesgaben, ein harmonischer, wachsender Leib werden kann.

Last oder Chance?

Denn unser Herr möchte, dass Liebe die Gemeinde bestimmt und sie wächst. In diesem Sinne schenkt er Vielfalt auch nicht um ihrer selbst willen, sondern will sie als Haupt

sinnvoll ordnen, steuern und zielgerichtet einsetzen.

Jedoch wird Vielfalt, statt dass sie als sein Geschenk und als Chance für das Reich Gottes empfunden wird, oft nur noch als aufreibende Last erlebt. Dabei versucht Paulus sehr eindrücklich klarzustellen, was nicht passieren darf: „Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich brauche dich nicht ...“ (1. Korinther 12,21)

„Ist doch logisch“, denkt man so schnell. Aber in der Realität vergisst man häufig, dass mit Geistesgaben auch oft bestimmte Typen verbunden sind und damit interessanterweise auch oft bestimmte Meinungen.

Unterschiedliche Typen

Und dass man als der, der die Gabe der Lehre hat, fast immer das Gefühl haben wird: „Lehrmäßig müssen wir aber unbedingt mehr machen“ und der mit der Gabe der Evangelisation prompt dagegen halten wird und feststellt: „Dass man sich ja nur noch mit Theologie und nicht mit Menschen beschäftigt“, ist ganz natürlich. Diese Paarungen könnte man noch in vielfältigen Kombinationen für fast jede Geistesgabe fortführen, und sie werden tagaus tagein, landauf landab in Gemeinden jeder Richtung erlebt und erlitten.

Dazu kommt noch die Vielfalt bezüglich Vorlieben in der Musik, oder es sind Unterschiede in der Art, wie man



Gefühle äußert. Oder die unterschiedliche Prägung, die jede Generation erfährt, führt zu Konflikten. Und man vergisst allzu leicht, dass jede - ja jede - Generation ihre Stärken und Schwächen hat.

Die genannten Punkte sind sicher zweitrangige Dinge und berühren nicht die Fundamente des Glaubens - die entscheidenden Glaubensgrundlagen. Und doch schafft es der Satan manchmal, wenn wir uns nicht von Gott leiten lassen, diese zu großen Konflikten aufzubauschen.

Zu unterschiedlich?

Und so manch einer stellt in der Gemeinde irgendwann resigniert fest: „Ich halt es nicht mehr aus, wir sind so unterschiedlich.“ Manchmal sind es Meinungskämpfe über theologische Fragen, oft aber Beziehungskonflikte oder unterschwellige Machtkämpfe, ob in der Jugend, im Hauskreis oder in der Gemeinde, die alles zum Stillstand bringen oder zusammenbrechen lassen.

Und sicher gibt es Ausnahmen - aber eben wirklich nur Ausnahmen - wie wir das auch bei Paulus und Barnabas sehen, wo eine Situation so verfahren sein kann, dass man sich trennt (Apostelgeschichte 15,35ff.). Dass dies keine positive Alternative ist, zeigt der Text durch die Aussage (V. 39) „es entstand eine Erbitterung“. Und man kann aufgrund von

Kolosser 4,10 - wo Paulus um Aufnahme für Markus bittet - vermuten, dass es später wieder eine Versöhnung gab.

Bevor ein völliger Stillstand und Zerfallprozess entsteht, kann Trennung sehr, sehr selten der bessere von zwei traurigen und tragischen Wegen sein.

Aber ...

Wenn Unterschiede anziehend wirken

- Gemeinden könnten positiv überraschen, wenn man z.B. den unterschiedlichen Musikstilen Raum gibt und sich gegenseitig trägt - nicht nur erträgt, auch wenn die Musik einem nicht immer liegt. Was für ein Unterschied zu unserer Gesellschaft, wo man oft nur verständnislos über den Musikstil der anderen Gruppe oder Generation lächelt und oft nicht nur über den Musikstil.

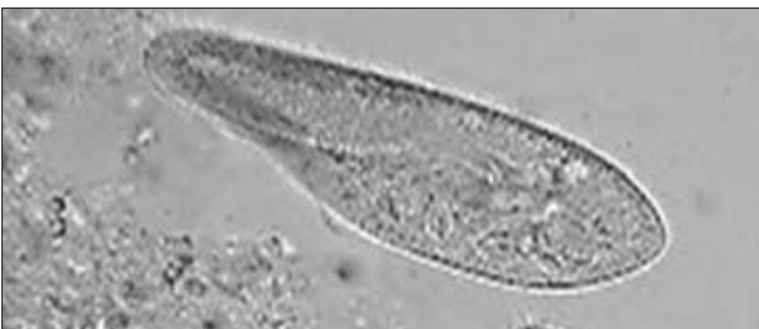
- Gemeinden könnten ein Anziehungspunkt für Menschen werden, wenn es deutlich werden würde, dass man sich trotz unterschiedlicher Persönlichkeitstypen und einer unterschiedlichen Art Empfindungen auszudrücken, stehen lässt - und nicht nur das, sondern sich darüber hinaus auch wirklich achtet und liebt.

- Gemeinden könnten beeindrucken und auf Jesus Christus hinweisen, wenn wirklich

sichtbar wird, dass man in zweitrangigen Fragen der Bibelauslegung unterschiedliche Sichten haben kann und sich bewusst ist, dass auch die eigene wertvolle Erkenntnis einseitig oder fehlerhaft sein könnte. Das Eigentliche des Glaubens aber - die Glaubensfundamente - würden klar und verständlich verkündigt. Gemeinden, die in ihrer Vielfalt von Geistesgaben und Verschiedenartigkeiten von Persönlichkeiten einen Reichtum sehen und diesen zu nutzen wissen, werden sehr wahrscheinlich stabile, wachsende, dynamische Gemeinden sein, genauso wie ein stabiles und dynamisches Ökosystem. Sie werden auf die Fragen und Nöte der Menschen in unserer Zeit hilfreiche Antworten und praktische Hilfen geben können und durch ihre Art Gemeinschaft zu leben überzeugen.

Letztlich werden sie dadurch - und dies ist eins der Hauptziele von Gemeinde - fragende Menschen in die liebevolle Gegenwart unseres Gottes führen können, so dass diese es erfassen können, dass sie nur mit Gott und durch Jesu Leiden für die eigene Schuld ewiges Leben erhalten und erfahren können.

Dr. Matthias Burhenne



„Ich aber, ich werde dein Angesicht schauen in Gerechtigkeit, werde gesättigt werden, wenn ich erwache, mit deinem Bild.“ Psalm 17,15



Das wünscht sich jeder Verliebte: Einmal aufzuwachen und dann den geliebten Menschen vor sich zu sehen, von dem er jetzt noch getrennt ist.

War auch David verliebt? Verliebt in Gott? Auch er schreibt ja in dem Psalmwort oben davon, einmal zu erwachen und sich dann sattzusehen an Gott.

Nein, bei David ging es viel tiefer. Bei ihm war es nicht eine Verliebtheit, die heftig aufflackert, aber meist auch schnell wieder verfliegt. Bei ihm war es eine innige und während seines ganzen Lebens bestehende tiefe Liebe zu seinem Gott. Und er war nicht nur von einem phantasiervollen Wunschtraum, sondern von einer unerschütterlichen Gewissheit erfüllt: Einmal werde ich Gott sehen, nicht nur flüchtig, sondern endgültig und für immer.

Gott sehen zu können: Wie viele Menschen wünschen sich das noch? Wie viele freuen sich darauf? Und ich selbst? Wie sehr sehne ich mich danach?

Wo in der Bibel von Ewigkeitshoffnung und -erwartung die Rede ist, steht dies an erster Stelle: Gott, den Vater, und den Herrn Jesus Christus sehen zu können.

„Glücklich, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ (Matthäus 5,8).

„Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christus zu sein“ (Philipper 1,23).

„Wir werden ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist“ (1. Johannes 3,2).

„Sie werden sein Angesicht sehen; und sein Name wird an ihren Stirnen sein“ (Offenbarung 22,4).

Und unser Herr selbst betete:

„Vater, ich will, dass die, welche du mir gegeben hast, auch bei mir seien, wo ich bin, damit sie meine Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast“ (Johannes 17,24).

Wenn wir am Morgen der Ewigkeit zu dem von Gott verheißenen neuen Auferstehungsleben erwachen, werden die noch nie geschauten Pracht der Perlentore im neuen Jerusalem, die Straßen aus durchsichtigem Gold, die ständig Frucht tragenden Paradiesbäume uns gewiss beeindruckend. Wir werden unendlich dankbar sein, nie mehr den Leib der Sünde und des Todes mit all seinen Gebrechen tragen zu müssen. Wir werden uns unsagbar freuen, dass dann endlich, endlich alle Erlösten für ewig vereint sind und es nie mehr eine Trennung geben wird.

Doch das Schönste und für uns noch Unvorstellbare wird sein: Wir werden den unfassbar großen Gott sehen, der der Ursprung und das Ziel aller Dinge ist und alles erfüllt. Und wir werden unseren Herrn Jesus Christus als das Lamm Gottes anschauen, das sich für uns geopfert und uns dadurch den Zugang zu ihm und dem Vater geschaffen hat.

Was wir je an Besonderem gesehen haben und noch in der Ewigkeit sehen werden, wird verblissen vor dem alles überstrahlenden Bild Gottes und seines Sohnes. Und dieses Bild werden wir zu unserer ewigen Glückseligkeit ständig vor Augen haben.

Otto Willenbrecht

Das Tor der Hoffnung?

Fotoquelle: Internet



ich kann nicht mehr seh'n
trau nicht mehr meinen augen
kann kaum noch glauben
gefühle haben sich gedreht
ich bin viel zu träge,
um aufzugeben
es wär' auch zu früh,
weil immer was geht.

wir waren verschworn'
wä'n füreinander gestorben
haben den regen gebogen,
uns vertrauen gelieh'n
wir haben versucht,
auf der schussfahrt zu wenden
nichts war zu spät,
aber vieles zu früh.

wir haben uns geschoben
durch alle gezeiten
haben uns verzettelt,
uns verzweifelt geliebt
wir haben die wahrheit
so gut es ging verlogen
es war ein stück vom himmel,
dass es dich gibt.

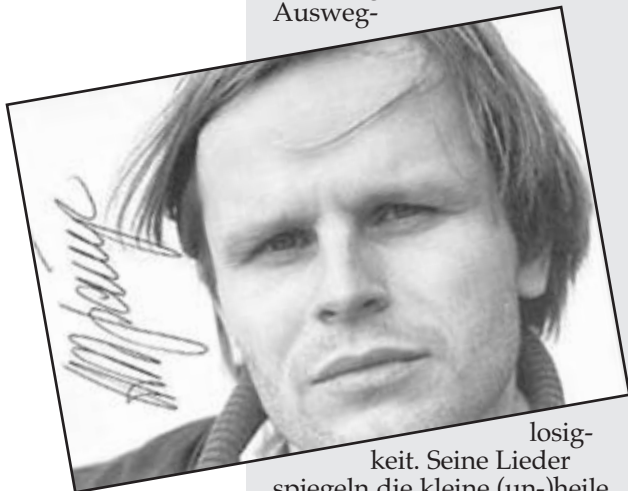
du hast jeden raum
mit sonne geflutet
hast jeden verdross
ins gegenteil verkehrt

nordisch nobel
deine sanftmütige güte
dein unbändiger stolz
das leben ist nicht fair.

den film getanzt
in einem silbernen raum

Ich kann nicht mehr sehen, traue nicht mehr meinen Augen, kann kaum noch glauben, Gefühle haben sich verdreht. Ich bin viel zu träge um aufzugeben.“

Überfülltes Stadion. Strömender Regen. Zigtausende Menschen. Im Rampenlicht singt Herbert Grönemeyer. Umschwärmt von Jung und Alt. Von Männern und Frauen. Sie hören und fühlen. Sie horchen in sich hinein und denken in ihrer Welt an ihre Welt. Die kleine Welt der Sorgen, der Resignation, der Ausweg-



Herbert Grönemeyer

losigkeit. Seine Lieder spiegeln die kleine (un-)heile persönliche Welt wider. Er kennt die Sehnsucht der Menschen und begleitet sie in

ihrem „Mittsommernachts-Traum. Du hast jeden Raum mit Sonne geflutet, hast jeden Verdross ins Gegenteil verkehrt“ und auf der Suche nach dem Weg realistischer Hoffnung.

„Das Leben ist nicht fair.“ Er rührt Millionen von Menschen mit seiner Stimme an. Seine Frau starb. Er setzte ihr ein Denkmal der Menschlichkeit in seinem bekannten Lied „Der Weg“. Hoffnungslosigkeit lähmt die Seele. Das ist nur allzu wahr. Menschen brauchen Hoffnung. Ohne sie gehen sie innerlich zu Grunde. Schon feine, schmale Lichtschimmer durch die Bretterwand des eigenen Lebens bewirken Wunder. Das Licht am Ende des Tunnels wird ersehnt, erbettelt, erfleht. Aber erzwingen lässt es sich nicht. **„Wir haben uns geschoben durch alle Gezeiten. Wir haben uns verzettelt. Uns verzweifelt geliebt. Wir haben die Wahrheit, so gut es ging verlogen“.**

„Die Seele muss mit“, so sagen wir. Manchmal gelingt es, manchmal eben nicht. Verzweiflung greift um sich und wir geraten in einen Sog, der uns tiefer hinunter zieht. Depression und Es-hat-doch-alles-keinen-Zweck-Gedanken steigen hoch. Selbstmordpläne

werden geschmiedet, verworfen, entfaltet, ausgeführt. **„Wir haben versucht, auf der Schussfahrt zu wenden. Nichts war zu spät. Aber vieles zu früh.“**

Ist das alles? **„Bis der Vorhang fällt.“** Was verbirgt sich hinter dem Vorhang? Nur **„Neue Zeitreise, unbekannte Welt?“**

Das ist zu wenig. Das ergibt keinen Sinn. Das zeigt keinen Weg. Da ist keine Hoffnung, die wirklich zählt.

Philosophische Gedanken helfen nicht. Die Aller-Welt-Floskel: „Es wird schon werden“, schon gar nicht. Auch fromme Worte treffen oft genug voll daneben. Ein düsteres Bild und doch die Realität der Augenblicke im Leben. Denn der Arzt sagt dem auf Besserung Hoffenden: Hoffnungslos. Die Dame lässt den „hoffnungslos“ verliebten jungen Mann links liegen. Die drei- und zwanzigste Bewerbung voller Hoffnung geschrieben, kommt hoffnungslos per Post zurück. Sie ist in guter Hoffnung, ihre beste Freundin wird es nie werden. Der Tod tritt unerwartet heran. Ans Bett. Auf dem Fußgängerüberweg. Auf der Autobahn. Überall kann er sein. Hoffnungsvoll wird schnell hoffnungslos.

vom goldenen balkon
die unendlichkeit bestaunt
heillos versunken, trunken
und alles war erlaubt
zusammen im zeitraffer
mitsommernachtstraum.
du hast jeden raum
mit sonne geflutet
hast jeden verdross
ins gegenteil verkehrt

nordisch nobel
deine sanftmütige güte
dein unbändiger stolz
das leben ist nicht fair.

dein sicherer gang
deine wahren gedichte
deine heitere würde
dein unerschütterliches
geschick

du hast der fügung
deine stim geboten
hast ihn nie verraten
deinen plan vom glück
deinen plan vom glück

ich gehe nicht weg
hab' meine frist verlängert
neue zeitreise
offene welt
habe dich sicher
in meiner seele
ich trage dich bei mir
bis der vorhang fällt
ich trag dich bei mir
bis der vorhang fällt.
herbert grönemeyer

Das Tor der Hoffnung!

Gib die Hoffnung nicht auf

Dennoch. Es gibt Hoffnung.

Wirkliche Hoffnung, nicht erst für später. Sondern für den Augenblick. Für das Heute und jetzt. Die Botschaft der Bibel spricht eine Sprache der Hoffnung, das sollten und dürfen wir nicht nur theoretisch wissen, sondern praktisch glauben und in unserem Leben erfahren.

Hosea, ein Prophet Gottes, sprach Israel eine wunderbare Verheißung Gottes zu: „Dann gebe ich ihr von dort aus ihre Weinberge und das Tal Achor als Tor der Hoffnung.“ (Hosea 2,17)

Dieses eher unbekanntes Prophetenwort mit seiner Verheißung ist sehr ergreifend. Der Inhalt bezieht sich auf das eindeutige Handeln Gottes in der Zukunft.

Dem Bibelleser ist das Tal Achor bekannt, durch die Sünde Achans, der den Erfolg der Landeseinnahme schmälerte (Josua 7). Achor war eine unfruchtbare Gegend in der Nähe Jerichos in Israel. Das Tal Achor heißt wörtlich übersetzt „Tal der Schwierigkeiten“.

Gottes Barmherzigkeit wird das Tal der Schwierigkeiten in ein Tor der Hoffnung verwandelt. Diese Zusicherung gibt

der Herr seinem Volk. Im späteren Exil wird Israel (übrigens bis heute) seinen Gott nicht los. Gott lenkt die Weltgeschichte. Sein Planen und Handeln ist sichtbar. Er regiert sein irdisches Israel. Eines Tages wird der Herr dafür sorgen, dass sich diese prophetische Verheißung buchstäblich erfüllt und Israel durch das Tor der Hoffnung einziehen wird. Der Herr ist aber auch Gott und Vater seiner Kinder. Er kennt die Schwierigkeiten, die hoffnungslosen Fälle seiner Kinder ganz genau. Er kennt uns. Unsere kleine (un-)heile Welt. Auch mit uns will der allmächtige Gott seine Geschichte machen. Mitten in der Wüste unseres Lebens will er uns unsere persönliche Oase zeigen. Er will mittendrin bei uns sein. Selbst wenn uns in der Wüste unseres Lebens all die Zusagen und Verheißungen Gottes wie leere Wasserkaraffen erscheinen. Er sorgt dennoch. Er führt durch das unfruchtbare Tal heraus und macht ein Tor der Hoffnung daraus. Welch ein großer Gott ist er.

Der Schauplatz im Tal Achor, alle Nöte und Schwierigkeiten, werden durch das aktive Eingreifen Gottes zu einem neuen Tor der Hoffnung. Es wird durch seine Hand zum Ort seines Segens. Er verwandelt die unfruchtbare Wüste in eine grüne lebendige Oase. Er wendet den oft schmerzlich und schwer empfundenen Fluch zum Segen. Er gibt Zukunft und Hoffnung.

Wir wollen uns durch Gottes Verheißung ermutigen lassen. Tag für Tag dürfen wir es neu im Glauben buchstabieren.

Das Tor der Hoffnung steht für mich offen.

Quergestellt scheint mir mein Leben,
unbekannt der nächste Schritt.
Resigniert und voll daneben,
ist da einer, wer geht mit?

Abgebrannt ist meine Kerze,
Wünsche werden nicht erfüllt.
Mancher treibt noch seine Scherze,
meine Sehnsucht ungestillt.

Das Tor der Hoffnung steht mir offen.
Gottes Wort lässt mich das hoffen,
darum bin ich froh und still,
warte ab wie Gott es will.

Das Tor der Hoffnung lässt mich hoffen,
Gott, mein Vater, hält die Arme offen.
Ich laufe hin. Ich bin sein Kind.

Erik Junker 

Die fettgedruckte Schrift sind Auszüge aus dem Lied „Der Weg“ von Herbert Grönemeyer

Weder Gönner noch

Den Himmlischen Vater neu erkennen



Wer eine Wohnung mieten will, muss sich über unterschiedliche Dinge klar werden.

Neben der Lage, Größe, Qualität und dem Mietpreis, gibt es noch ein anderes wichtiges Faktum: Es ist der Vermieter! Da gibt es ja die unterschiedlichsten Typen.

Es gibt z.B. Vermieter, die kontrollieren alles ganz genau. Nachdem man den Müll raus gebracht hat, wühlen sie zehn Minuten später darin herum und prüfen, ob du auch nicht versehentlich etwas mit dem grünen Punkt falsch zugeordnet hast. Und ruhig muss es sein im Haus, vor allen Dingen im Treppenhaus. Bevor man einzieht, bekommt man zunächst die 80-seitige Hausordnung auf den Tisch mit der man sich einverstanden erklären muss.

Dann gibt es Vermieter, denen ist alles egal. Ich hatte mal so einen. Da konnte man im Prinzip machen, was man wollte. Dummerweise war es ihm auch egal, dass unser Ofen mitten im kalten Winter kaputt ging. Er reagierte zunächst überhaupt nicht ... Wohl dem, der einen guten Vermieter hat.

Jesus Christus besorgt uns eine Wohnung

Als Christen haben wir ein großartiges Wohnungsangebot. Jesus spricht davon in Johannes 14,1-3: „Euer Herz werde nicht bestürzt. Ihr glaubt an Gott, glaubt auch an mich! Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, würde ich euch gesagt haben: Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe und euch eine Stätte bereite, so komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin.“

Dieser Text steht im Johannes-Evangelium nach dem Ende der öffentlichen Wirksamkeit Jesu (12,44-50). Er folgt auf die Fußwaschung (13,1-17); die Bezeichnung des Verräters (13,18-30), dem neuen Gebot der Liebe (13,31-35) und der Ankündigung der Verleugnung durch Petrus (13,36-38).

Jesus erklärt seinen Jüngern, wie es mit ihm weitergehen wird, und deutet an, dass er verraten und getötet werden wird. Die Jünger dachten, wie viele Juden damals, dass der Messias die Römer aus dem Land werfen und ein neues israelisches Reich aufbauen würde. Aber das war gar nicht in seinem Sinn. Jesus wollte die Menschheit mit Gott, dem Vater, versöhnen.

Dazu reicht es nicht aus, an Gott zu glauben. Das tun viele Leute. Es kommt darauf an, auch an seinen Sohn zu glauben. „Glaubt an mich!“ sagt unser Herr. „Bei Gott, meinem Vater, sind viele Wohnungen.“

Damit die Jünger das glauben, betont er: Wenn es nicht so wäre, dann würde ich euch das auch nicht so sagen. Ich habe es nicht nötig, euch mit falschen Hoffnungen zu trösten. Außerdem will uns Jesus persönlich abholen. In seine Nachbarschaft, er wohnt auch dort: „Damit ihr da seid, wo ich bin.“

Gemietet oder geschenkt? Rechte und Pflichten?

Handelt es sich dabei um eine Art Mietvertrag zwischen mir und Gott? Habe ich als Mieter irgendwelche Pflichten oder Rechte? Kann mir auch gekündigt werden? Doch solche Fragen reduzieren unseren Glauben auf ein „Himmel-Hölle-Schema“. Aber Christsein ist viel mehr! Wir müssen aus diesem Denkschema ausbrechen. Und hier gibt es unterschiedliche Typen dieses falschen Denkmusters. Z.B. diejenigen, die Gott in erster Linie als Gönner ansehen, der dafür sorgt, dass wir uns auch schön wohl fühlen. Deshalb braucht man es mit der Nachfolge nicht so genau nehmen. Es kann mir ja sowieso nichts passieren. Gott lässt schon alles durchgehen.

Den „Gott, der Gönner“-Typen möchte ich sagen:

Wie kannst du es wagen, Jesus so lasch nachzufolgen? Was bildest du dir ein, dein Leben hier ohne Jesus zu leben? Ihn nur eine Rolle, aber nicht die Hauptrolle spielen zu lassen? Jesus sagt: „Wenn jemand mir nachkommen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf täglich und folge mir nach!“ (Lukas 9,23) „Wer nicht sein Kreuz trägt und

mir nachkommt, kann nicht mein Jünger sein“ (Johannes 14,27).

Für dich heißt das: Jetzt tu mal etwas für Jesus - aufstehen mit und für Jesus! Räum mal deine Wohnung auf und pflege den Garten! Was erlaubst du dir als Christ eigentlich alles, wo doch Gott die Sünde hasst.

Paulus sagt: „Stellt auch nicht eure Glieder der Sünde zur Verfügung als Werkzeuge der Ungerechtigkeit, sondern stellt euch selbst Gott zur Verfügung als Lebende aus den Toten und eure Glieder Gott zu Werkzeugen der Gerechtigkeit!“ (Römer 6,13) Wie lebst du eigentlich? Wird es nicht Zeit, den Müll wegzubringen, weil er schon zum Himmel stinkt?

Aber es gibt auch andere Typen. Solche, die es einfach nicht glauben können, dass Gott uns seine Gnade schenkt. Die ständig mit einem schlechten Gewissen herumlaufen, weil das Evangelium sie nicht tief erreicht. Sie sehen Gott als eine Art „Vermieter“ an, dem man nichts recht machen kann. Immer scheitert man an irgendwelchen Forderungen, die man nicht erfüllen kann.

Den „Gott, der Vermieter“-Typen möchte ich zurufen: Mach die Gnade Gottes nicht so klein. Du bist ja wie die „unverständigen Galater“. Die Gerechtigkeit kommt aus dem Glauben, nicht aus dem Gesetz. „O unverständige Galater! Wer hat euch bezaubert, denen Jesus Christus als gekreuzigt vor Augen gemalt wurde?“ (Galater 3,1)

Du brauchst keine „christliche Leistung“ bringen, damit dich Gott liebt: Stille Zeit, Mitarbeit ... Gottes Liebe steht fest. Er hat dich lieb, weil er dein Vater ist und du sein Kind bist. Jesus ist für alle deine Schuld gestorben - auch für die Sünden, die du morgen

Vermieter



Falsche Fragen

Wenn eine Ehefrau sich fragt: „Ob er mich noch liebt, auch wenn ich etwas koche, was er nicht mag?“, dann stimmt etwas in dieser Ehe nicht. Eine Beziehung ist aber auch nicht gesund, wenn die Frau denken würde: „Ich kann kochen, was ich will, er liebt mich sowieso!“

Es gibt falsche Fragen: „Ob er mich verlässt, wenn ich heute Bratkartoffeln statt Pellkartoffeln mache?“ „Wie weit kann ich gehen, bis der andere sich von mir scheiden lässt?“ Wer solche Fragen stellt, zeigt damit, dass seine Ehe krank ist.

Gott liebt uns! Wir lieben Gott.

Die Liebe des Vaters ist immer stärker als die Liebe der Kinder. Ein Kind macht sich keine Gedanken darüber, wie weit es gehen darf, bis der Vater es nicht mehr liebt. Ein Kind denkt auch nicht andauernd, ob der Vater jetzt seine Vaterschaft aufkündigt - vorausgesetzt die Beziehung stimmt. Deswegen:

Wir brauchen ein neues Bild von Gott: Gott der Vater - weder Gönner noch Vermieter. Gott ist ein Vater, der seine Kinder liebt. Das schenkt uns Geborgenheit und Gewissheit, stellt uns aber auch immer wieder in die Verantwortung. Deshalb ist entscheidend: Erkenne Gott neu als den himmlischen Vater und pflege diese Beziehung!

Veit Claesberg



tust. Du bist Gottes Kind - und Kind bleibt man immer. „Denn mit einem Opfer hat er die, die geheiligt werden, für immer vollkommen gemacht“ (Hebräer 10,14).

Ein neues Denkschema

Wir müssen neu denken lernen. Wir leben nicht in einer unverbindlichen Beziehung - in einer „wilden Ehe“ - mit Gott. Wir leben aber auch nicht in einem Mietsverhältnis. Wir leben in einer Vater-Kind Beziehung. Deshalb kann es im Christsein nicht darum gehen, ständig um die Gnade zu bangen. Es kann

ebenso wenig darum gehen, zu überlegen, wie viel ich mir erlauben kann - wie viel ich in der Wohnung rumsauen darf. Johannes schreibt: „Seht, welch eine Liebe uns der Vater gegeben hat, dass wir Kinder Gottes heißen sollen! Und wir sind es“ (1. Johannes 3,1). „So viele ihn aber aufnehmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben“ (Johannes 1,12).

Wir sind Gottes Kinder! Gott ist unser Vater, unser guter Vater. Kein irdischer Vater, die ja auch mal sehr schlecht sein können - er ist der himmlische Vater. Wie können wir da anfangen, über unser Verhältnis zu Gott wirre Überlegungen anzustellen und zu denken „Gott will mich nicht mehr“ oder „Gott ist es völlig egal, was ich mache, ich kann tun, was ich will“.

Gott hilft auf alle Fälle, - fr

Bevor ich diese Zeilen niederschrieb, hatte ich wenige Tage zuvor ein sehr großes Problem, wo sich keine Lösung, auch nur ansatzweise, zeigte. Auch meine Tränen halfen mir nicht weiter. Heute, wenn ich darüber spreche, ist mein Problem unverändert und es wird auch noch bleiben, doch bei mir selbst hat sich etwas verändert.

Gott hilft wirklich - fragt sich nur, wann und wie.

Zuvor ein Erlebnis vor vielen Jahren. Im Jahr 1969 verbrachte ich mit zwei weiteren Junggesellen einen Urlaub in der (damaligen) Tschechoslowakei. Dabei wollten wir auch Geschwister besuchen. Um 16.00 Uhr waren wir bei ihnen verabredet, doch wir waren bereits zwei Stunden früher dort. Sollten wir warten? Oder einfach klingeln? Schließlich wollten wir niemand „überfallen“! Wir entschlossen uns, doch zu klingeln. Zu unserer Überraschung empfing uns aber nur die Frau des Ehepaares und erklärte uns, dass ihr Mann zu einer Bibelkonferenz in eine andere Stadt gefahren sei und wir dazu natürlich auch herzlich eingeladen seien. Man würde uns dort am Abend erwarten. Die Stadt lag etwa 300 km weiter südlich. Wir bekamen die Adresse, wo man uns erwartete. Nun wurde uns klar, warum unsere Ankunft um zwei Stunden zu früh war, denn die brauchten wir reichlich, um dort noch rechtzeitig zum Abend einzutreffen. Doch als wir unser Ziel erreichten, stellten wir fest, dass der Zettel mit der Adresse verschwunden war. Da standen wir nun in der Dunkelheit und in der Fremde, wo es keinerlei Anhaltspunkte gab, um nach dieser Bibelkonferenz zu fragen,

abgesehen davon, dass das seinerzeit durchaus unangenehme Folgen hätte haben können. Was tun? Alle Kilometer umsonst gefahren, und wo bot sich eine Möglichkeit zu übernachten? Während unserer Beratung im Auto fiel uns auf, dass eine Gruppe von drei Männern kreisförmig an unserem Auto stand. Nun, es war nichts Ungewöhnliches, dass ein Auto aus dem Westen etwas näher begutachtet wurde, doch diese Männer interessierten sich nicht für das Auto, sondern standen im Kreis und hatten den Kopf leicht gesenkt. Einer von uns sollte die Männer einfach nach dem Namen des Bruders fragen, den wir besuchen wollten. Die Chance, einen Treffer zu landen war ja so gut wie null, denn wer sollte den Bruder kennen, der schließlich 300 km weiter entfernt wohnte. Ich ging zu diesen Männern und fragte schließlich nach diesem Namen, denn es war nur der einzige Anhaltspunkt den wir hatten. Kaum hatte ich diesen Namen ausgesprochen, da wurde ich auch schon mit Freuden begrüßt. Es waren Brüder aus dieser Bibelkonferenz, die sich „instinktiv“ vor unser Auto gestellt hatten, um zu beten, was auch ihre Haltung zum Ausdruck brachte. Gott hatte hier spontan geholfen, bzw. das Geschehen in seine Hand genommen.

Doch hilft Gott immer so? Hier nun einige Beispiele aus der Bibel, wie und auf welche Weise Gott auch hilft, oder auch nicht?

Ein Beispiel sofortiger Hilfe

Das Volk Israel bei dem Auszug aus Ägypten. Wie sah denn die Situation aus, als sie an den Ufern des großen Meeres standen und sich wie in

einer Falle fühlten? Haben sie Gott um Rat und Hilfe gebeten? Nein, ganz im Gegenteil, sie murrten und klagten Mose an und waren sogar der Meinung, dass es besser gewesen wäre, dort zu bleiben, woher sie gekommen waren, um den Ägyptern zu dienen (2. Mose 14). Hatte Gott sie aus dem einen Dilemma befreit, um sie gleich ins nächste zu schicken? Ganz gewiss nicht. Mose, dieser im Glauben unerschütterte Mann, wusste definitiv, dass Gott hier helfen würde, und hat es dem Volk auch unmissverständlich gesagt. *„Fürchtet euch nicht! Stehet und sehet die Rettung des Herrn, die er euch heute(!) schaffen wird - Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein“* (2. Mose 14,13-14).

Ein Beispiel für (zu) späte Hilfe

Lazarus war schwer krank und seine beiden Schwestern ließen diese Botschaft dem Herrn übermitteln. Doch wie reagiert der Herr? *„Als er nun hörte, dass er krank sei, blieb er noch zwei Tage an dem Ort wo er war“* (Johannes 11, 6).

Inzwischen war Lazarus gestorben; zu spät, die Würfel waren gefallen. Doch der Herr sah in diesem Fall die Dinge schon im Voraus, was wir in Kap. 11,15 bestätigt sehen:



agt sich nur, wann und wie

„Und ich bin froh um euretwillen, dass ich nicht dort war, auf dass ihr glaubet.“ Doch achten wir einmal auf die Reaktion unseres Herrn, als er der ganzen Sache etwas näher kommt. Er sieht Maria, Martha und noch viele andere weinen, und was lesen wir dann von ihm: „Als nun Jesus sie weinen sah, und die Juden weinen, die mit ihr gekommen waren, seufzte er tief (Anm.: wurde er heftig bewegt) im Geist und erschütterte sich ...“ und weiter in Vers 36: „Jesus vergoss Tränen.“ Er hat Lazarus wieder auferweckt und seine alles entscheidende Hilfe war spät gekommen, doch nicht zu spät!

Ein Beispiel für keine, bzw. eine ganz andere Hilfe

Paulus, ein Mann nach dem Herzen Gottes, hatte schwer zu leiden. Das lesen wir in 2. Korinther 12,7-10. Er flehte (!) dreimal zum Herrn, dass er von ihm abstehe möchte. Wir können davon ausgehen, dass das Leiden schon sehr heftig gewesen sein muss, denn Paulus beschreibt es so: „... wurde mir ein Dorn für das Fleisch gegeben, ein Engel Satans, auf dass er mich mit Fäusten schlage ...“ (Vers 7). Und wie war die Antwort des Herrn? „Und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade genügt dir, denn meine Kraft wird in Schwachheit vollbracht“ (Vers 9a). Was war das für eine Art von Hilfe? An der Situation nichts, aber auch gar nichts geändert. Doch achten wir einmal auf die Reaktion des Paulus: „Daher will ich am allerliebsten mich vielmehr meiner Schwachheiten rühmen, auf dass die Kraft des Christus über mir wohne“ (Vers 9b), „...denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“

Hatte sich Paulus diese Art von Hilfe gewünscht oder vorgestellt?

Fazit:

Bei der Situation des Volkes Israel hat Gott sofort eingegriffen und geholfen, ungeachtet der Meuterei des Volkes. Sehen wir hier nicht die überwältigende Langmut und Güte Gottes? Lasst uns nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, wenn auf unseren Wegen, die wir mit Gott gehen, auch einmal etwas ins Stocken geraten sollte. Mose sollte uns in derartigen Lagen stets ein Vorbild sein.

Im Fall Lazarus können wir erleben, dass die „rechtzeitige“ Hilfe ausbleibt. Wir befinden uns in größter Not, und es ändert sich nichts. Sicher haben Martha und Maria den Glauben an den Herrn nicht verloren, aber den Glauben, dass er dennoch nach ihren Vorstellungen helfen kann, hatten sie nicht. Das würde uns mit Sicherheit auch nicht anders ergehen, doch wie wir in diesem Beispiel sehen, es kann auch einmal ganz anders verlaufen, als wir es uns vorstellen können. Was an dieser Begebenheit so tröstlich ist, ist das Mitgefühl unseres Herrn. Er, der uns erschaffen hat, zeigt ein tief erschütterndes Mitgefühl. Wir können davon ausgehen, dass unser Herr und auch unser Vater heute noch genauso ein Mitgefühl haben wie im Fall Lazarus. Wir stehen mit unseren Nöten, und sind sie noch so schwer, nicht allein da, wir haben tiefes Mitgefühl aus dem Himmel, und das gibt Kraft. Sehen wir auf dieses Beispiel.

Bei dem Apostel Paulus sehen wir, wie sich die Hilfe des Herrn in einer völlig anderen Weise vollzieht, als es sich Paulus gewünscht und gedacht hatte. Hat der Herr hier wirklich nicht geholfen? Sicher hat er nicht nach den

Vorstellungen von Paulus gehandelt, seine Hilfe bestand jedoch in einer ganz anderen Weise und zwar in einer alles entscheidenden: Die Konstellation hat sich nicht geändert, aber Paulus, denn er sagte dann: „Meine Kraft wird in Schwachheit vollbracht“. Wie oft stehen wir vor Situationen, die wir absolut nicht ändern können und die der Herr auch nicht ändert. Frage: Was ist entscheidender, dass sich die Sachlage ändert oder wir?

Es ist wahrlich schnell geschrieben, dass wir uns ändern sollen, wenn sich jedoch um uns herum absolut nichts ändert. Wir sollten aber auf keinen Fall vergessen, dass in keiner der erwähnten Begebenheiten Gottes Hilfe ausblieb. Gott hilft immer, fragt sich nur, wann und wie!

Diese Erfahrung musste ich auch machen, aber gerade in solchen Problemsituationen ist der Herr nahe und hilft uns weiter, jeden Tag, jede Minute! Dafür wollen wir ihm danken!

Ulrich Breest



Die Blauäugigkeit verschwindet

Medien und die Berichterstattung über radikale Moslems



W eite Teile der Medien haben lange geschlafen. Jetzt wachen sie auf.

Und sie berichten immer häufiger über ein Thema, das lange Zeit mit größter Ignoranz und übertriebener Vorsicht behandelt wurde:

Terrorgefahr in Deutschland und die Bedrohung durch radikale Islamisten. Nur wenige christliche Blätter und anerkannte Journalisten haben sich das Thema auf die Fahnen geschrieben - und wurden nicht ernst genommen, belächelt oder von Islamisten verklagt. Doch immer mehr Zeitungen, Magazine und Fernsehsendungen haben erkannt, wie ernst die Lage ist, und kommen einer ihrer obersten Verpflichtungen als Berichterstatter nach: der Aufklärung der Öffentlichkeit.

Moderatorin Brigitta Weber blickt ernst in die Studiokamera. Denn: ein Beitrag des Polit-Magazins „Report Mainz“ vom Südwestdeutschen Rundfunk (SWR), ausgestrahlt vor wenigen Wochen in der ARD, beschäftigt sich mit einem ernstesten Thema. Es geht um Islamisten in Deutschland, Kontakte, Terror, Ermittlungen.

„11. September 2001 - Anschlag auf das World Trade Center. Dann der Schock - gewaltbereite Islamisten haben Deutschland als Basislager missbraucht. Das ist die Vorgeschichte. Seitdem suchen Politiker und Kirchenvertreter Ansprechpartner für den Dialog mit den Muslimen. Der bekannteste von ihnen: Dr. Nadeem Elyas, Vorsitzender des Zentralrats der Muslime in Deutschland. Er wirbt für ein friedliches Miteinander, offiziell



Dr. Nadeem Elyas



H.-P. Raddatz



Prof. Yehuda Bauer

zumindest. Doch Verfassungsschützer sagen, wo Dr. Elyas auftaucht, sind unsere Beobachtungsobjekte nicht weit, und meinen damit extremistische Kreise. Offiziell hat Dr. Elyas damit nichts zu tun. Doch was ist inoffiziell?“

So beginnt Brigitta Weber den Beitrag. Was folgt, ist die Aufschlüsselung eines beinahe undurchsichtigen Puzzles von Fakten und Stellungnahmen bekannter Experten. Auch Dr. Elyas selbst kommt zu Wort, bestreitet, Kontakte zur radikal-islamischen Muslimbruderschaft zu haben, sagt, er sei ein friedliebender und toleranter Moslem-Vorsitzender.

Ein ehemaliger Islamist kommt zu Wort, Mitschnitte werden ausgewertet. Der Islamwissenschaftler und Buchautor Hans-Peter Raddatz erklärt: „Er fordert Religionsfreiheit für ein System, das selbst keine Religionsfreiheit kennt.“ Das Fazit der „Report Mainz“-Redaktion: „Dr. Nadeem Elyas steht eben nicht für die Integration der Muslime in die westliche Welt. Eher im Gegenteil: Ihm geht es nach Meinung von Experten um eine schleichende Islamisierung unserer Gesellschaft - allen Lippenbekenntnissen zum Trotz.“ Mutige Aussagen, die in deutschen Medien selten sind - aber immer häufiger werden. So bringt die Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ Ende Juli einen Artikel des israelischen Historikers und emeritierten Professors Yehuda Bauer. Überschrift: „Der dritte Totalitarismus - Radikale Islamisten kämpfen um die Weltherrschaft. Das haben sie mit Hitler und Stalin gemein“. Die erschütternde Kernaussage des Beitrages: „Die Gefahr, die von radikalen Islamisten ausgeht, beschränkt sich nicht auf Terroranschläge. Ihr Ziel ist die Beseitigung der modernen westlichen Zivilisation. Der Judenhass ist ein zentrales Element dieses Denkens.“ Und: „Der erste Schritt im Kampf gegen den radikalen Islamismus ist die Erkenntnis, dass die zivilisierte Welt in Gefahr schwebt.“

Im Zuge des derzeitigen Prozesses gegen ein Mitglied der islamistischen Terrorgruppe Al-Tawhid vor dem Düsseldorfer Oberlandesgericht hat auch das NDR-Magazin „Panorama“ recher-

chiert. „Anschlagsziel Deutschland - Geständnisse eines islamischen Terroristen“ lautet der Titel des Sendebeitrages. Anja Reschke in ihrer Anmoderation: „Auch in Deutschland fühlten sich die meisten nach dem 11. September irgendwie bedroht, irgendwie verunsichert. Jeder Araber auf der Straße wurde kritisch beäugt, jedes Flugzeug schien zu tief zu fliegen. Diese Unsicherheit hat sich mittlerweile gelegt. Dabei gäbe es gerade im Moment wieder Grund, sich wirklich Sorgen zu machen. Denn was derzeit vor dem Düsseldorfer Landesgericht ans Licht kommt, ist erschreckend. Wenn man den Aussagen des dort angeklagten Shadi Abdallah glaubt - und er gilt als glaubwürdig -, war der Terror näher an Deutschland, als wir bis jetzt geahnt haben.“

Immer mehr Islamexperten wie Hans-Peter Raddatz, die Marburger Professorin und Islamwissenschaftlerin Ursula Spuler-Stegemann oder die Buchautorin Dr. Christiane Schirrmacher unterstützen die Journalisten in ihrer Aufklärungsarbeit. Auch wenn sie damit riskieren, dass ihr Ruf geschädigt wird. Es ist nicht einfach, öffentlich moslemische Extremisten zu brandmarken. Wer das tut, riskiert Klagen, Gerichtsprozesse, Rufschädigung und herablassendes Kopfschütteln der Toleranzprediger, wissen die Experten. Trotzdem: Langsam verschwindet die Blauäugigkeit.

Andreas Dippel 

(aus „pro 3/2003“, mit freundlicher Genehmigung der KEP)

Nur Jesus?

Ein Wochenende im Advent. Ich bereite im Freizeitheim die letzte Mahlzeit für eine Konfirmandengruppe. Es ist eine total gemütliche Stimmung, und die Kinder üben ein Krippenspiel. Plötzlich poltert es und viele kreischen im Flur. Dann höre ich jemand erleichtert ausrufen: „Ach, es ist ja nur Jesus.“ Was war passiert? Irgendjemand war gegen die Krippe gestoßen und „Jesus“ war herausgefallen. Das war alles, weiter nichts. Den Schaden konnte man leicht beheben. „Jesus“ wurde einfach aufgehoben und wieder in die Krippe gelegt und die Welt war wieder in Ordnung. Während meiner Arbeit kommen mir immer wieder die Worte in den Sinn: „Es ist ja nur Jesus!“ Ich kann nicht zu Ruhe kommen und merke, dass ich das nicht so stehen lassen kann: nur Jesus.

Ich werde die Kinder vielleicht nie mehr wiedersehen, und ich muss ihnen doch sagen, wer und was Jesus Christus für mich ist, was er mir bedeutet. Er, der Schönste unter Zehntausend, er der Schöpfer des Himmels und der Erde, mein Herr und mein Erlöser. Wie werde ich den Kindern das am besten erklären können? Da fällt mir ein Kindertraktat ein, das gut erklärt, um was es bei Weihnachten geht. Das werde ich schnell von zu Hause holen und den Konfirmanden vorlesen. Als ich zurückkomme, hat die Gruppe leider das Abendessen beendet und ist auseinander gelaufen. Ich erkläre dem Pastor die Situation und er verspricht mir, den Konfirmanden das Traktat vorzulesen und ihnen in etwa meine Gedanken mitzuteilen.



Jesus Christus als Stimmungsobjekt?

Dieses Geschehen war Anlass für mich, mich intensiver mit Weihnachten auseinander zu setzen. Haben wir uns nicht schon alle an Schokoladenweihnachtsmännern im September, Lametta und Lichterglanz gewöhnt? Wir erleben jährlich eine ausgeprägt lange Vorweihnachtszeit. Doch die Person, die angeblich Mittelpunkt dieses Festes ist, wird von den meisten Menschen nur gedankenlos benutzt als „Stimmungsobjekt“. Für eine kurze Zeit im Jahr, manchmal nur für die eine Stunde der „Christmette“, darf Jesus Christus die „Hauptrolle“ spielen, allerdings als Krippenfigur, die man danach wieder für ein Jahr auf dem Dachboden „einsperren“ kann.

Tom Hovestol schreibt in seinem Buch: „Die Pharisäerfalle“ folgendes: „Die religiöse Show findet überall statt, jeden Tag, in allen Teilen der Welt. Die großen Programme laufen freitags bei den Moslems, samstags bei den Juden und sonntags bei den Christen.“

Für viele in unserem Land ist Weihnachten zu einer religiösen Show geworden. In einer Religionsstunde wurde die Frage gestellt, was das wichtigste christliche Fest ist. Ein Mitschüler unseres Sohnes gab die Antwort: „Das Schützenfest“. Wir schütteln darüber den Kopf. Wie kann das im Land der Reformation sein?

Vor 2000 Jahren ...

Einige bedeutende Sternforscher hatten einen neuen Stern entdeckt. Sie erkannten die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Konstellation der Sterne: Die Ankunft des verheißenen Königs der Juden. Sie

scheuten keine Strapazen und machten sich auf eine weite Reise. In Jerusalem fragten sie nach dem neugeborenen König. Erstaunt mussten sie feststellen, dass diejenigen, die nahe bei dem Geschehen lebten und auch die Möglichkeit hatten, sich durch die heiligen Schriften kundig zu machen, sich kaum darum kümmerten. Trotz der Aufregung, die diese sehr reichen Besucher auslösten, machten sie selbst keine Anstrengungen, um den Heiland der Welt zu finden. Herodes kannte die Verheißungen Gottes, und er wusste, dass dem Volk ein Retter, ein König geboren werden sollte. Seine Ratgeber wussten sogar die ungefähre Zeit und den Ort der Geburt dieses Retters. Doch Herodes verweigerte sich ihm und versuchte ihn zu töten. Er duldet keinen Herrn über sich.

Welche Rolle spielt Jesus Christus heute?

Viele sind über Jesus Christus informiert, doch man weist ihm den Platz in einer Holzkrippe zu. Dabei ist das Herz der einzige Raum, den er beansprucht.

Wie sieht das in unseren christlichen Familien aus? Wie viel Platz hat der Herr Jesus in unserem Leben, auch oder gerade zur Weihnachtszeit?

Wir sagen natürlich nicht: „Es ist ja nur Jesus“. Nein, wir werten ihn nicht ab, aber die Gefahr ist eher, dass wir ihn dazu nehmen und dass er einfach nicht mehr den Platz bekommt, der ihm zusteht. Unsere Gedanken sind mit vielen nebensächlichen Dingen blockiert. Ein Termin jagt den anderen. Da sind die zahlreichen Weihnachtsfeiern und Basare, es müssen passende Geschenke eingekauft werden und dann müssen das Festgessen und die Familien-



treffen sorgfältig geplant werden. Wenn wir Glück haben, finden wir ab und zu mal eine kleine Pause, um über den nachzudenken, um dessentwegen wir das alles planen. Wie er wohl darüber denkt?

Es liegt einige Jahre zurück. Heiligabend in unserer Familie. Wir feierten nach alter traditioneller bewährter Art und Weise. Nach dem Kaffeetrinken wurden die Kinder in ihre Zimmer geschickt und wir Eltern stapelten die Geschenke auf dem Wohnzimmer Tisch. Eine Decke wurde darüber gelegt, Kerzen angezündet und die „Bescherung“ konnte beginnen. Zunächst las mein Mann die Weihnachtsgeschichte. Plötzlich wurde mir bewusst, dass meine Kinder überhaupt nicht bei der „Sache“ waren, sondern nur immer versuchten, das Geheimnis unter der Decke zu lüften. Hatte ich das in all den vergangenen Jahren nicht gemerkt? Ich fühlte mich in meine eigene Kindheit zurückversetzt. Auch bei mir war es so gewesen. Auch mir und meinen Geschwistern dauerte es immer zu lange, bis unser Vater seine Andacht beendete. Und das Weihnachtslied vor der Bescherung fand ich total überflüssig.

Mit einem Schlag wurde mir bewusst, dass wir darüber reden und etwas ändern mussten. Unsere Kinder ließen die Weihnachtsgeschichte über sich ergehen als notwendiges Übel, denn vorher gab es ja keine Geschenke. Durften wir so mit dem gewaltigen Geschehen von Bethlehem umgehen? Wurden wir da nicht vor unserem Herrn und auch vor unseren Kindern schuldig? Wurde es nicht benutzt, weil alle „Christen“ das so machen und es einfach zu einer feierlichen Atmosphäre dazugehörte? Reichte es nicht, dass fast die ganze Menschheit das

so praktizierte? Jesus Christus für einen Tag zu akzeptieren, um ihn dann von der Krippe weg in die Ecke zu stellen? Reichte es nicht, dass man vorgab, die Geburt des Erlösers zu feiern, im Grunde sich selbst zu feiern? Wir wollten unsere Kinder zur Ehrlichkeit erziehen, und im nächsten Jahr fand unsere Bescherung ohne den gewohnten „Vorspann“ statt. Ich möchte niemand verurteilen, der den „Heiligen Abend“ anders feiert, aber wir haben den Ablauf dieses Tages geändert. Als Mutter nutzte ich vielmehr die Advents- und Weihnachtszeit, meinen Kindern den eigentlichen Sinn von Weihnachten zu erklären. Als Mütter haben wir eine große Verantwortung, was wir unseren Kindern weitersagen. Wir sind stark daran beteiligt, wie sie sich entwickeln und verhalten. Was sehen sie bei uns, gerade in der Weihnachtszeit? Sind unsere Tage voll mit Beschäftigungen rings um das Weihnachtsfest oder bleibt da auch noch Zeit zur echten Besinnung, zum Reden, Singen und Spielen mit den Kindern. Planen wir doch einfach diese Zeit bewusster!

Müssen wir wirklich diese Weihnachtsfeier besuchen oder auf jenem Basar gesehen werden? Kann Tante Agathe nicht auch noch nach Weihnachten eine Karte bekommen?

Gute Möglichkeiten

In der Weihnachtszeit haben wir unzählige Möglichkeiten, durch Worte und Taten unseren Kindern die Liebe des Herrn zu zeigen. Wir können mit ihnen inhaltsreiche Weihnachtslieder singen und ihnen den Sinn erklären. Mit unserem jüngsten Sohn sprach ich über das Lied: „Macht hoch die Tür“. Nachdem er intensiv darüber nachge-

dacht hatte, sagte er zu mir:

„Mama, in diesem Jahr möchte ich auf alle Geschenke verzichten, ich wünsche mir nur, dass der Herr Jesus der

König in meinem Herzen wird.“ Diesen Wunsch nimmt Gott wahr und sehr ernst. Außerdem kann die Zeit genutzt werden, mit den Kindern zusammen kleine Geschenke für Nachbarn, alte, kranke und einsame Menschen zu basteln. Man kann z. B. zusammen mit den Kindern für diese Leute Kekse backen. Es empfiehlt sich, das Jahr über Dosen zu sammeln, die man mit Weihnachtskarton beklebt und danach mit den Keksen füllt. Vielleicht können die Kinder kleine Kärtchen bemalen oder mit Bibelworten beschriften, die man den Keksen „beimischt“. Die beste Botschaft kommt noch besser an, wenn sie liebevoll verpackt ist. In einigen Jahren schickte ich meine Kinder am Heiligen Abend mit kleinen Geschenken los. In dieser Zeit sind Menschen oft besonders empfänglich für das Evangelium.

Die Weisen waren mehr als tausend Kilometer gereist. Auch heute haben schon viele Menschen eine lange Lebensreise hinter sich. Sie haben hier und dort nach dem „Stern“ für ihr Leben Ausschau gehalten. Wir sollen Gott in dieser Vorweihnachtszeit bitten, dass er solche Menschen zu uns schickt, damit sie von Jesus Christus hören. Noch besser ist es, wenn wir selbst Ausschau nach ihnen halten. Dann können wir ihnen viel über Jesus Christus sagen, weil wir ihn persönlich kennen und lieben. Wie schön, wenn Gott auch dazu schon unsere Kinder gebrauchen kann, weil für sie Weihnachten mehr bedeutet, als nur Geschenke zu bekommen.

Magdalene Ziegeler

Zwischen Mispel und Mitella ...



Genau, irgendwo dazwischen finden wir im Lexikon das Wort: „Mission“. Freilich, keiner von uns „frommen“ Experten denkt dabei daran, wie unsere weltlichen Zeitgenossen Mission interpretieren. In etwa so: Geheime oder gefährliche Mission hat etwas mit Spionageschichten und Action-Thriller zu tun. Nein, darauf kommen wir erst beim weiteren Nachdenken oder überhaupt nicht.

Und das Lexikon? Dort heißt es: „Mission (lat.), Sendung zur Verbreitung eines Glaubens, einer Idee; als äußere Mission mit besonderer Aufgabe der Ausbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern. Die innere Mission widmet sich der religiösen Erneuerung und der Sozialarbeit im eigenen Volk.“

Jetzt wissen wir's: Mission gehört folgerichtig mitten hinein in den allgemeinen Gemeindealltag und sollte nicht wegen des frommen schlechten Gewissens einfach dazwischen gezwängt werden.

Darf ich persönlich werden? Aus aktuellem Anlass und durch den Wink des Heiligen Geistes fiel mir vor einiger Zeit das Buch „Glühende Retterliebe“ von Oswald J. Smith in die Hände. Es hatte mich schon in meiner Jugendzeit tief bewegt und es bewegte mich in diesen Tagen ganz neu. (Leider ist es zurzeit auf dem Buchmarkt vergriffen).

Zum Nachdenken möchte ich gerne einige, wenige Passagen weitergeben, die mir persönlich wichtig geworden sind und uns gemeinsam herausfordern. In Klammern sind eigene Anmerkungen gesetzt.

„Warum sollte ein Mensch das Evangelium zweimal hören, ehe es nicht alle zum ersten Mal gehört haben?“

Die höchste Aufgabe der Gemeinde ist die Evangelisierung der Welt.

Woher kommt es nur, dass wir uns für das patente Volk

(z.B. Deutschland) halten, dem eine weitaus größere Bedeutung zukommt als irgendeinem anderen Volk der Welt? O, dass er uns einen weiten Blick schenken möge, dass wir die Welt mit seinen Augen sähen, damit wir für die Evangelisierung der ganzen Welt arbeiteten, der Welt, für die Christus starb. Ach, dass wir die Welt so sehen möchten, wie er sie sieht.

Ich bin Gott sehr dankbar für jeden Frauenmissionsbund (und die anderen Gemeindekreise). Manchmal wird das missionarische Licht nur noch dort auf den Leuchter gestellt und scheint dann von da aus in die Gemeinde. (Das ist gelinde gesagt, einfach zu wenig!)

Bei uns (in der Gemeinde) geben die Eltern nicht für die Kinder. Wir erziehen die Kinder dazu, dass sie von ihrem eigenen Ersparten (für die Mission) geben. (Kann man das heute überhaupt noch verlangen?)

Unser Motto lautet: „Jeder Christ ein Missionar!“ Weltevangolisierung ist die Aufgabe der gesamten Gemeinde Jesu Christi (und nicht nur weniger Experten).

Und sollte mir das unmöglich sein (selbst Missionar zu werden), dann muss ich Ersatzleute stellen und sie als meine Vertreter dorthin schicken. (Meint der Autor das wirklich ernst!?)

Soweit aus dem erwähnten Buch „Glühende Retterliebe“. „Natürlich hat Mission seinen Platz zwischen all den anderen Aktivitäten und (leider auch) Passivitäten der Gemeinde“, argumentieren wir gerne. Klar, denn wer kennt sie nicht:

- Die Missionsberichte mit Dias oder Filmspulen und neuerdings mit Laptop und PowerPoint-Präsentationen.
- Die Missionszeitschriften, die in den Namensfächern im Gemeindesaal liegen und bei passender Gelegenheit zum Altpapier kommen.
- Die monotone Auflistung von Gebetsanliegen verschiedener Missionare und Missionswerke vor der Gebetsstunde.
- Die große Weltkarte im Gemeindehausflur mit den oftmals vergilbten Bildern von Missionaren (pardon, so manches Bild ist von anno dazumal und so manches Bild zeigt einen längst schon in der Herrlichkeit weilenden Bruder oder Schwester).
- Die regelmäßigen Überweisungen per Dauerauftrag (leider ist der seit Jahren nicht mehr den Lebenshaltungskosten angeglichen worden und bedarf dringend einer Aufstockung).

Hier und da sendet eine Gemeinde schließlich „ihren“ Missionar in die weite Welt hinaus. Und wir denken (wenn auch nicht laut): „Wir haben unsere Schuldigkeit getan.“

Ja, und ganz zu schweigen von dem enormen Wissen, das wir in unserem Kopf und (hoffentlich auch im Herz) gespeichert haben: Gott will Mission. Daraus stellt sich automatisch die Frage: Ob

wir Mission wollen?

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Keineswegs soll oben genanntes Verhalten negativ gewertet werden. Doch es gibt noch andere wichtige Aspekte:

- Wie oft haben wir mit klopfenden Herzen und leuchtenden Augen auf die Missionsberichte gelauscht und auf die Dias geschaut und meinten, der Herr ruft uns hinaus aufs Missionsfeld, doch wir sind immer noch hier.
- Wie oft haben wir uns beim Lesen von den abenteuerlichen Lebensbildern von bekannten Missionaren dabei ertappt und gesehnt, ihnen nachzueifern und doch griffen wir zum nächsten Buch.
- Wie oft waren wir ergriffen von der Notwendigkeit für die Mission zu spenden, ja zu opfern, und schließlich gaben wir doch nach nüchterner Überlegung viel, viel weniger?
- Wie oft kam der Drang „zu gehen“ über uns - und wir ließen uns abhalten von Eltern und Freunden, von Brüdern und Schwestern aus der Gemeinde, und allen möglichen und unmöglichen Gründen und Argumenten. Und so bleiben wir hier, richten uns häuslich ein und fristen mehr oder weniger unser Dasein und harren der Dinge, die da kommen sollen.

Leider werden wir mit der Zeit alt und grau und auch noch taub. Schließlich hören wir gar nicht mehr, wie der „Eine“ ruft, der aus der ewigen Welt Gottes herunter kam, um dich zu missionieren. Vielleicht flüstert er es dir jetzt in dein Herz: „Friede euch! Wie der Vater mich ausgesandt hat, sende ich auch euch“ (Johannes 20,21).

Erik Junker

